

ge. Dem Herrn J. B.
s zur Antwort dienen:
Ärzterei und Botanik“
4. Nr. 3 über die tila-
ung mitgeteilt: „Dieser
Böhmen, Kärnten und
hes Alter und in gün-
würdige Größe, so-
Nach dem Schul-
soll die Synagoge, so-
en Gemeinde liegt, das
äußeren der Stadt bilden.
baren bei ihrem Baue
größere Entfernung, als
vorgeschrieben, einhalten.
also das in manchen
nbäume, die bewunde-
werden, im Synagogen-
hier nicht nur die Linde
die die Möglichkeit nicht
st die Synagoge an Höhe
starke, dichte Ausbreitung
en kann man diese Sitte
sch das Wandeln unter
e dann nach dem Talmud
meisheit würde. Nach M.
Fall, wenn der Garten
der Seite der heiligen

age, Straßburg (Eli.).
In meiner Antwort in
den „Wochenschrift“ befindet
Berichtigung der Wider-
el gehoben wird. Den
ch in hebräischer Schrift
er steht er in der Ueber-
cht von Nichtjuden, wie
en er gebraucht den Aus-
man besser überleht: An-
er und dergleichen. In
Raschi anstatt „Ruchaus-
in“, böse Geister. Raschi
daß man aus Furcht vor
däischer Sprache begann.
st, Genz (Districtland).

en.
nächste Nummer unseres
Abonnenten gesandt. Um
zu vermeiden, bitten wir,
(Nr. 2, —) entweder bis
ere Nachnahmeendung zu
on, Berlin W. 57.
mmten Sendungen bitten
Adresse unseres Redakteurs

Nr. 17. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 24. April 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: H. Levin.

Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.

Telephon:

Redaktion VII, 4236. Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:

Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.

Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20
Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun“ Mitte und Ende jeden Wo-
nats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die
Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit 25 Pfg. für die einspaltige Petitzeile oder
deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Auf-
trägen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen
sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Baron Hirsch. — Eine Talmudübersetzung. — Aus dem Ber-
liner Gemeindepärlament. — Jüdische Wissenschaft sin de si-cle. II.
Von Dr. S. Bernfeld. — Wochen-Chronik: An die Repräsentanz der
Berliner Gemeinde. — Eine Reichsgerichtsentscheidung. — Anti-
semitische Statistik. — Die Rabbinerprüfung in Elsaß-Lothringen. —
Dank vom Hause Antisem. — Der Antisemitismus in Frankreich. —
Tod eines jüdenfreundl. Domherrn. — Die hebräische Sprache wird
modern. — Der Zickzackkurs in Rußland. — Rekrutierung der Toten.
— Dr. Aaron Weiss. — Feuilleton: Die Zerrissenheit des Lebens. —
Neb Jomins Sidam (Schluß). — Auch ein Geschäft. — Hier und
dort. — Briefkasten. — Kalender. — Anzeigen.

Baron Hirsch.

Aus Ungarn kommt die Trauerkunde von dem plötzlich
erfolgten Ableben des bekannten jüdischen Finanzmannes und
Philanthropen Baron Moriz Hirsch, dessen in das Groß-
artige gehende Wohlthätigkeit in den letzten Jahren oft den
Gegenstand der öffentlichen Diskussion gebildet hat. Der Ver-
bliebene war eine eigenartige und markante Erscheinung, und
wenn wir auch nicht geneigt sind, alle philanthropischen Unter-
nehmungen, die Baron Hirsch ins Leben gerufen, unbedingt
zu loben, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß eine so
weitgehende und so groß angelegte Charitas geradezu einzig
in der Geschichte dasteht. Bekanntlich hat sich der Verstorbene,
einer jüdischen Familie in Bayern entstammend, von kleinen
Anfängen zu jener Höhe der finanziellen und sozialen Stufen-
leiter emporgeschwungen, die er in den letzten Dezennien ein-
genommen hat. Dies ist natürlich kein Verdienst. Aber als
er seine vielen Millionen — man spricht von fünfhundert —
bereits gesammelt hatte, begann seine Wohlthätigkeit, die nach
amerikanischem Muster angelegt war. Vor allem war er der
stille Wohlthäter der Israelitischen Allianz zu Paris, der er
jährlich große Summen schenkte, um das Defizit zu decken,
abgesehen von der Million Francs, die er der Gesellschaft vor
Jahren geschenkt hatte. In Budapest unterhielt er ein Bureau,
das monatlich vierzigtausend Gulden zu verteilen hatte; für
die Juden in Galizien gründete er eine Zwölmillionenstiftung
mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Schulen, welche

von jener Stiftung unterhalten werden, auch Christen zugänglich
gemacht werden; er berief sogar einige Christen in das Kura-
torium der Stiftung. Außerdem unterhielt er ein Wohl-
thätigkeitsbureau in Lemberg, um die dort herrschende Not
unter den Juden nach Kräften zu lindern. Ähnliche Stif-
tungen unterhielt er in Paris, Wien und anderen Hauptstädten,
überall mit vollen Händen spendend.

In der letzten Zeit machte von sich eine kostspielige
Gründung des Verstorbenen reden, die nach unserer Ansicht
eine verfehlte war. Baron Hirsch stiftete ein Kapital von
fünfzig Millionen Francs für die Gründung von Kolonien
in Argentinien, wo russische Juden ansässig gemacht werden
sollen. Das ganze Unternehmen wurde später in eine Aktien-
gesellschaft umgewandelt, die Aktien schenkte Hirsch indes dem
Verband der jüdischen Gemeinde in England. Zweifellos
war er dabei von hochherzigen Motiven geleitet; die Kolonien
aber, die in Argentinien gegründet worden sind, haben sich
bisher als sehr wenig lebensfähig erwiesen. Baron Hirsch
teilte die irrige Ansicht, welche viele jüdische Wohlthäter
beherrscht, daß es Aufgabe der jüdischen Charitas sei, die
Judenheit mit allen Mitteln zu proletarisieren. Auf dieses
schädliche System sind die argentinischen Kolonien basiert:
die Kolonisten sollen auf unabsehbare Zeit eigentumslose
Käthner bleiben. Auf diesen Punkt gedenken wir noch ge-
legentlich zurückzukommen. Hier wollen wir nur hervorheben,
daß unter den Kolonisten eine weitgehende, zum größten Teil
berechtigte Unzufriedenheit herrscht, und nur sehr wenige
Kolonien eine Zukunft haben, während jene, die Baron Eduard
Rothschild mit geringeren Mitteln in Palästina ins Leben
gerufen hat, einer gedeihlichen Zukunft entgegen gehen. Nicht
minder darf es verschwiegen werden, daß Baron Hirsch auch
nicht das Geringste für Kulturaufgaben der Judenheit gethan
hat, ja, daß er in der Regel alle derartigen Unternehmungen
mit Geringschätzung zu behandeln pflegte. Die Wissenschaft des
Judentums hielt er für schädlich, weil sie nach seiner Ansicht
die Verbauernung der Judenheit, die er so gerne herbeigeführt
hätte, aufhielte.

Baron Hirsch hinterließ keine Nachkommen, da sein einziger Sohn vor Jahren aus dem Leben geschieden ist. In den vornehmen, aristokratischen und fürstlichen Kreisen war der Verstorbene ein gern gesehener Gast. Er unterhielt einen berühmten Rennstall, dessen Pferde aber nur für wohlthätige Zwecke liefen. Wie er über sein großes Vermögen verfügt hat, wissen wir zur Stunde noch nicht. Seine Wohlthaten, die jedenfalls gut gemeint waren, verdienen gewiß unsere volle Anerkennung. Nur das Eine muß doch gesagt werden: er war nicht der Typus eines jüdischen Wohlthäters. Wie anders erscheint doch der edle Sir Moses Montefiore, der vor allem stets Jude war und sich immer und überall als solcher gab!

Hoffentlich ist die Zukunft der wohlthätigen Stiftungen, die Baron Hirsch ins Leben gerufen, gesichert; vielleicht tritt sogar nach dem Ableben des Stifters eine Aenderung in deren Verwaltung ein, was viel zu deren nützlichen Fructifizierung beitragen würde. Dem Andenken des hochherzigen Stifters mögen sie zum Segen gereichen!

Eine Talmudübersetzung.

In einer seiner berühmten Reden über den Talmud verglich der unvergessene Meister Jellinek das Los Israels mit dem Lese jenes Werkes, das dieses Volk gezeugt hat. Gehäßt von denen, die es nicht kennen, verkannt von anderen, die es nicht verstehen; in den Himmel gepriesen von dem Freunde, in den Abgrund geschmäht von dem Feinde — das ist das Los Israels, das ist das Los des Talmuds. Und weil die Kenntnis beider, das Verständnis für beide, nicht mit dem Geiste, sondern mit dem Herzen erlangt, nicht erdacht, sondern empfunden sein wollen, darum finden sie so selten objektive Interpreten und kompetente Beurteiler; darum bleibt ihr wahrer Wert, bleibt der Wert ihrer Wahrheit weiten Kreisen unzugänglich. Beide leiden unter dem beklagenswerten Geschick, daß meist unberufene Geister — deren Zahl „unberufen“ nicht gering ist — an ihr Studium, an ihre Interpretation sich hinanwagen, und daß die Interpreten, zu leicht, um in die Tiefe zu dringen, an der Oberfläche haften bleiben.

Doch nein, ich will ehrlich gestehen, daß ich Jellinek nicht genau citiert, daß, ehe ich diese Zeilen niedergeschrieben, ich ihn nicht einmal nachgelesen habe. Wozu auch diese lächerliche Gewissenhaftigkeit; wozu erst die anderthalb Schritte vom Schreibtisch zum Bücherschrank! Habe ich doch heute erfahren, daß man über den Talmud schreiben darf, ohne je den Deckel eines Talmudfolianten gesehen zu haben, warum sollte ich nicht Jellinek citieren dürfen, dessen Ausführungen ich nur vergessen habe! —

Ein Herr Lazarus Goldschmidt will dem brünstigen Begehren unserer Feinde und dem ehrlichen Verlangen vieler Glaubensgenossen nachgeben und den ganzen Babylonischen Talmud ins Deutsche übersetzen. Eine Lieferung ist bereits erschienen; neunundsiebzig sollen noch folgen. Die erste Lieferung ist gut ausgestattet, besser als ein Talmudexemplar je ausgestattet gewesen. Davon haben wir uns überzeugt. Auch der Inhalt soll — im Krämerjargon gesprochen — alles Da-gewesene übertreffen. Das haben wir zwei Mal Schwarz auf

Weiß gelesen. Das erste Mal in der russischen „Kreuzzeitung“, die sich in der Sprache des Landes „Nowoje Wremja“ nennt. Die Kritik in diesem Blatte wird auch unseren Lesern maßgebend erscheinen, wenn wir ihnen verraten, was wir erraten haben, nämlich, daß sie keinen Geringern zum Verfasser hat, als — Fräulein Elsa v. Schabelsky. Das zweite Urteil über die Talmudübersetzung Goldschmidts gab dieser Tage eine in talmudicis nicht minder maßgebende Persönlichkeit, Maximilian Harden, in der „Zukunft“ ab.

Der Talmudkritiker Harden schreibt über den Talmudforscher Goldschmidt: „Ein dunkler, nur von irren Glämmchen bisher erhellter Winkel der Geisteswelt soll den Blicken des Abendlandes endlich nun entdeckt werden: der Talmud von Babylon erscheint deutsch in Lieferungen bei S. Calvary & Co. in Berlin. Die erste Lieferung ist schon erschienen und der Laie, der den Wert der Uebersetzung freilich nicht kontrollieren kann, darf doch anerkennen, daß er eine offenbar nicht verstimmelte, mit wissenschaftlicher Objektivität besorgte Ausgabe vor sich hat. Der hebräische und der deutsche Text sind einander gegenübergestellt, die von der jüdischen und christlichen Zensur beseitigten Teile sind wieder aufgenommen und die technische Ausstattung läßt keinen Wunsch nach Klarheit und Uebersichtlichkeit unbefriedigt. Wir werden also in ein paar Jahren — denn das Werk wird ungefähr achtzig Lieferungen umfassen — eine vollständige und unparteiische deutsche Ausgabe des babylonischen Talmuds haben, wenn dem Herausgeber nicht, wie seinen Vorgängern, bei der unsäglich mühsamen Arbeit die Kraft erlahmt. Er heißt Lazarus Goldschmidt, ist ein russischer Jude und hat bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre nichts anderes gekannt als die Sprache und den Gedankenkreis der Talmudwelt, die noch heute den östlichen, abgeschlossen lebenden Juden die einzige Zerstreuung und den einzigen Anlaß zu spitzfindigen Forschungen bietet. Der junge Herr Goldschmidt mag von dem abendländischen Gezänk über den Talmud gehört haben; er hat sich aus Rußland aufgemacht, ist zu Fuß nach Berlin gekommen, hat hier, wo deutsche Gelehrte ihn freundlich unterstützten, mit zähem Eifer die deutsche Sprache gelernt, seine Studien fortgesetzt und, oft genug wohl hungernd und frierend, nicht eher geruht, als bis er für das Werk seiner Träume einen Verleger gefunden hatte. Jetzt sitzt er in Charlottenburg, arbeitet täglich seine fünfzehn Stunden und will, je nachdem es die einzelnen Bände des Talmuds verlangen, nach der Theologie auch noch die alte Philosophie, Jurisprudenz und Astronomie studieren. Ein bisschen Ehrgeiz, den man, minder wohlwollend, ja auch Eitelkeit nennen kann, ist dabei gewiß im Spiel; jedenfalls aber gehört Herr Goldschmidt zu den besonderen Söhnen Semis, die, wie Marx, eine außerordentliche Geringschätzung irdischer Güter mit einem scharfen, bohrsüchtigen Verstand und mit zähestem Fleiß verbinden. Und ein solcher Mensch, ein auf der Sonnenseite des jüdischen Geistes gezeugter, war nötig, um uns das Werk zugänglich zu machen, das in der Zurückgezogenheit, in dem vergeistigten, zwischen der Familie und der Synagoge sich abspielenden Leben der Judenheit einst entstand. Eine düstere Welt (!) wird sich unseren Blicken da aufthun, ein lastendes (?) Gebäude, das, nach Renans Wort, aus Pedanterie, kläglichem Kasuistik und religiösem Formalis-

zünftigen „Krenzzeitung“,
 „Nowoje Wremja“ nennt.
 unseren Lesern maß-
 raten, was wir erraten
 hern zum Verfasser hat.
 Das zweite Urteil
 midis gab dieser Tage
 abgegebene Persönlichkeit,
 nst“ ab.

leibt über den Talmud-
 nur von ihren Flämmchen
 elt soll den Blicken des
 rden: der Talmud von
 gen bei S. Calvary & Co
 schon erschienen und der
 freilich nicht kontrollieren
 eine offenbar nicht ver-
 tivität besorgte Ausgabe
 r deutsche Text sind ein-
 jüdischen und christlichen
 r aufgenommen und die
 künich nach Klarheit und
 werden also in ein paar
 gefährt achtzig Lieferungen
 unparteiische deutsche Aus-
 ben, wenn dem Heraus-
 bei der unlänglich mül-
 er heißt Lazarus Gold-
 hat bis zu seinem acht-
 gekannt als die Sprache
 welt, die noch heute den
 en die einzige Zerstreuung
 igen Forichungen bietet.
 von dem abendländischen
 ben: er hat sich aus Ruß-
 Berlin gekommen, hat hier
 unterstützt, mit zähem
 seine Studien fortgesetzt
 fterierend, nicht eher geruht,
 ume einen Verleger ge-
 clottenburg, arbeitet täglich
 e nachdem es die einzelnen
 der Theologie auch noch
 und Astronomie studieren.
 der wohlwollend, ja auch
 im Spiel: jedenfalls
 befeonderen Söhnen Sems,
 e Geringschätzung irrdischer
 htigen Verstand und mit
 folcher Menich, ein auf-
 tes gezeugter, war nütia-
 machen, das in der Jurist-
 wischen der Familie und
 en der Judentum einjt ent-
 sich unseren Aktien da-
 das, nach Menans Wort,
 und religiösem Formalis-

mus gefügt worden ist und das nach den griechischen Dis-
 ziplinen, der Quelle aller klassischen Kultur, keinen erhellenden
 Ausgang öffnet. Aber nicht der Jurist nur wird hier eine
 Fülle ungehobener Schätze finden; jeder gläubige Christ wird,
 wenn er die in der Zeit der schwersten Kämpfe zwischen
 Christen und Juden entstandenen kabbalistischen Spekulationen (!)
 unbefangen und ohne Aergernis prüft, in diesem Denkmal
 des gesetzgläubigen Thorasetischdienstes (!) einen Wegweiser ins
 dunkle Land der kleinen Masse erkennen, die, zum Guten und
 Schlimmen, in der Geschichte der Menschheit eine so ungeheure
 Rolle gespielt hat und immer noch spielt. Deshalb dürfen
 auch fromme Christen der Entdeckungsreise in das Ghetto des
 jüdischen Geistes fröhlichen Fortgang wünschen.“

Maximilian Harden ist ein kluger Mann, der einem guten
 Wiß nicht abhold ist. Er ist ein gewandter Journalist, bei
 dem, wo Begriffe fehlen, sich ein Citat einstellt zur rechten
 Zeit. Er ist ein tüchtiger Verleger, dem eine billige Reklame
 recht ist. Ich gäbe die erste Lieferung der Goldschmidt'schen
 Talmudübersehung darum, hätte ich das Schmunzeln sehen
 können, das sein jugendlich-bartloses Gesicht umspielte, als er
 diese Zeilen niederschrieb. Sind sie doch geeignet, vielleicht
 auch bestimmt, den Lesern der „Zukunft“ zu zeigen, daß der
 Herausgeber des Blattes ein liebevolles Herz habe, das alle,
 auch den zu Fuß aus Rußland gekommenen Jüngling, und ein
 gedankenreiches Hirn, das alles, auch den wenig bekannten
 jüdischen Talmud, umfaßt! Ich gäbe aber die nämliche erste
 Lieferung zum zweitenmale darum, könnte ich das längliche
 Gesicht sehen, das Harden machen würde, wenn er erführe,
 daß er von dem genannten Jüngling getäuscht worden, —
 getäuscht über das Vorleben des Uebersetzers und fast noch
 mehr über den Wert der Uebersetzung.

Da aber uns diese wichtiger erscheint als jener, so wollen
 wir über dem Werke den Meister vergessen und uns nur noch
 mit der Uebersetzung Goldschmidt's befassen. Diese ist, trotz Fräu-
 lein Schabelsky und Maximilian Harden, äußerst mangelhaft.

Wollten wir all die sachlichen Fehler und die reichlichen
 „Sprachdummheiten“ mitteilen, die wir in dem uns vorliegen-
 den Hefte finden, wir müßten ein umfangreiches Heft, der
 ersten Goldschmidt'schen Lieferung gleich, schreiben. Darum
 seien nur einige Blüten zur Erbauung sachkundiger Leser mit-
 geteilt. Den terminus technicus רבנות (im talmudischen
 Idiom zusammengezogen von רב אברהם „sie [die Schulfürer]
 haben einen Widerspruch [aus einer andern Mischna-Stelle]
 nachgewiesen“) übersetzt der aus Rußland zu Fuß nach
 Berlin gekommene Jüngling konsequent: „ich will Wider-
 spruch erheben.“ Die Stelle באר אברהם „קשיא דר“
 übersetzt er: „es ist eine Frage von Rabbi Meier etc.“ (ge-
 meint ist: „Rabbi Meier widerspricht sich selbst.“) רבי
 אברהם דרבי באר (die Ansicht des R. Meier ist von zwei
 verschiedenen Tanaiten verschieden wiedergegeben) lautet in
 der Goldschmidt'schen Uebersetzung: „Zwei Tanaim sind [im
 Streite] über die Ansicht R. Meiers.“ pag. 6 wird im
 Talmud sehr richtig über das Wort נשף diskutiert und der
 Schluß ist, daß es „Dämmerung“ bedeute, sowohl Morgen-
 als Abenddämmerung. Der aus Rußland zu Fuß gekommene
 Jüngling übersetzt: es gebe „zweierlei“ Dämmerung.
 „Zweierlei Dämmerung“ ist gut. יכורים מכוערין (böse Leiden)

übersetzt er: „ekelhafte Züchtigungen.“ שכינה (die göttliche
 Heiligkeit) heißt bei Goldschmidt: die göttliche Niederlassung.
 pag. 16 heißt es in deutscher Uebersetzung: Gott rühme sich
 seines Volkes. Wenn man aber zu Fuß aus Rußland kommt,
 kann man nicht anders als „Gott prahlt“ übersetzen. Die
 Stelle 5. B. Mosis 26, 17, wo es heißt: Du (Israel) hast
 heute Gott anerkoren (erhoben) etc., übersetzt G.: du hast ihn
 sagen lassen. Nun ist es wohl wahr, daß dies auch Gesenius
 thut, obwohl der Stamm נצח (gleich dem arabischen) empor-
 stehen bedeutet, wovon im biblischen Hebräisch נצח und in
 der Mischna נצח entstanden; aber Gesenius kann mit dem
 Bibelvers nach Belieben verfahren; der Talmud hat entschieden
 das Wort in der von uns angegebenen Bedeutung aufgefaßt,
 sonst hat die ganze Stelle gar keinen Sinn. Im übrigen
 vgl. Delitzsch, Prolegomena S. 28, wo die Erklärung des
 Wortes mit Belegstellen aus dem Mischnischen gegeben wird.

Die sachlichen Schnitzer und die sprachlichen Mängel
 in diesem „Werke“ sind so zahlreich, daß wir auf sie nicht
 näher eingehen können. Wir hoffen, daß das erste Heft auch
 das letzte sein werde, damit wir nicht genötigt werden, uns
 ernstlich mit der Sache zu beschäftigen. Wir thäten dies
 ungern, einmal wegen unsres großen Respekts vor der Auto-
 rität einer Elise v. Schabelsky und eines Maximilian Harden,
 sodann, weil wir nicht gern die anderthalb Schritte vom
 Schreibtisch nach dem Bücherschrank gehen möchten.

A. L.

Aus dem Berliner Gemeindeparlament.

Berlin, 20. April.

Die gestrige Repräsentantensitzung währte zwar ziem-
 lich lange Zeit; im Verhältnis jedoch zu den tief ein-
 schneidenden Fragen der letzten Monate bot sie der aufregen-
 den Momente dieses Mal nicht gerade viel. Zu Beginn der
 Sitzung nahm die Versammlung Kenntnis von einer Schenkung
 im Betrage von 7500 Mk., welche Herr Moritz Henfeld bei
 Gelegenheit seines 70. Geburtstages dem jüdischen Kranken-
 hause gemacht hat. Alsdann ging die Versammlung über zu
 einer großen Anzahl von Geldbewilligungen zu den ver-
 schiedensten Zwecken. Zunächst kamen die Subventionen für
 die Religionsvereine an die Reihe. „Herr, die Not ist groß“,
 lautet auch dieses Jahr die Devise der Kleinen, die um die
 Brosamen betteln, die vom Tische der großen reichen Gemeinde
 herniederfallen. Die Lust zu nehmen, und zwar so viel wie
 möglich, ist wie in den Vorjahren wieder genau die alte ge-
 blieben, die Lust zu geben auf Seiten der Gemeindebehörde
 scheint jedoch merklich erkaltet zu sein. Mancherlei charakte-
 ristische und in hohem Grade lehrreiche Erscheinungen traten
 auch dieses Mal wiederum zu Tage. Ohne Diskussion wurden
 bewilligt: Für den Luisenstädtischen Bräuderverein „Ahawas
 Rem“ 1500 Mk., für die Lippmann Taub-Synagoge 900 Mk.,
 für die Gemeinde Ahawas Scholaum 600 Mk., für die Ge-
 meinde Beth Zion gleichfalls 600 Mk., zugleich mit der er-
 neuten Auflage des Rates vom vorigen Jahre, sich mit der
 Gemeinde Beth Jakob zu verschmelzen. Für den letzteren
 Fall wurde sogar eine höhere Subvention in Aussicht gestellt.
 Der „Religionsverein Westen“ erhält 2000 Mk. zur Anschaffung

von Utensilien für Synagoge und Schule, jedoch mit der Maßnahme, daß dieselben später in das Eigentum der Gemeinde übergehen. Ueber eine weitere Gabe von 6000 Mk. für Errichtung eines Chores konnte in der Kommission einstweilen keine Einigung erzielt werden. Für den Religionsverein Charlottenburg schlägt die Kommission durch ihren Referenten, Herrn Leonhard Sachs, eine Unterstützung von 7000 Mk. vor. Hier liegen die Verhältnisse ganz eigenartig, leider aber auch recht traurig. Sowohl der Referent, als auch die Herren Jakobi und Herrmann vom Vorstande mußten zugestehen, daß der Religionsunterricht arg vernachlässigt ist, daß der Gottesdienst sehr schlecht besucht wird, daß überhaupt die Leistungen der Gemeinde in keinem Verhältnis stehen zu den gebrachten Opfern. Außerdem hat die Gemeinde Charlottenburg eine auf dem Grundstück der Synagoge ruhende Hypothek von 80000 Mk. zu verzinzen, ja sogar die Besitzverhältnisse scheinen wenig geklärt, da die betreffende Gemeinde gar nicht die Rechte einer juristischen Person besitzt. Mit Recht verlangte daher Herr Professor Lewin, die Bewilligung dieser Summe zu knüpfen an die Bedingung besserer künftiger Leistungen, da unter diesen Umständen andere Vereinigungen, die ein weit größeres Bedürfnis weit besser erfüllten, eine ungerechtfertigte Zurücksetzung erfahren. Sehr beherzigenswert war auch eine Anregung des Herrn Dr. Tiktin, eine Beschlusfassung wegen der Unklarheit der ganzen Sachlage lieber noch eine Zeitlang auszusetzen, um inzwischen Informationen einzuziehen. Nach längerer Debatte wurde jedoch der Zuschuß von 7000 Mk. ohne einschränkende Klausel bewilligt. — Einer Frage gingen jedoch alle Herren in weitem Bogen aus dem Wege, nämlich der Frage nach dem Ursprung solch' trüber Verhältnisse. Hier haben thatsächlich böse Beispiele gute Sitten verdorben. Die Prunksynagogen der Berliner Gemeinde mit ihren Orgeln, ihren Chören und ihren Heeren von Beamten ließen unsere Vorortbewohner nicht ruhen. So wurde denn eine komfortable Synagoge errichtet mit Orgel, Chor und sonstigem Zubehör, und da die vorhandenen Mittel nicht reichten, legte man sich eben aufs Pumpen. Man hätte sich von vornherein sagen müssen, daß ein Unternehmen auf derartiger Grundlage den Anfang vom Ende bereits in sich trägt und bedenken sollen: Quod licet Jovi . . . , was die große, reiche Berliner Gemeinde sich leisten kann, das ist noch lange nicht statthaft für den kleinen Nachbar in Charlottenburg. Und nun will man aus anderer Leute Haut Riemen schneiden, damit auch in Zukunft die leeren Wände und Bänke an Orgellaut und Chorgefang sich erbauen können. Wenn die Berliner Gemeindevertretung trotz alledem und alledem noch einmal mit Geld herausgerückt ist, so ist das als ein Akt von Nobleffe anzusehen, um den Nachbar nicht in der Patsche sitzen zu lassen. Nötig wäre es eigentlich nicht gewesen. Also: Discite moniti. — Für die David Herzogische Freitisch-Stiftung werden 500 Mk. bewilligt.

Mit einem bisher noch nicht dagewesenem Falle hatte sich sodann die Versammlung zu beschäftigen. Ein Zögling des Lehrlingsheims zu Pankow war verstorben und hatte aus seinem Verdienste 190 Mk. Spargelder hinterlassen. Die Mutter des Verstorbenen hatte um wenigstens einen Teil des Nachlasses gebeten, war jedoch mit ihren Ansprüchen vom

Kuratorium abgewiesen worden und hatte sich mit diesem Bescheide schließlich begnügt. Das Kuratorium stellte es nunmehr dem Vorstande anheim, das Geld entweder in die Gemeindefasse fließen zu lassen oder an die anderen Zöglinge zu verteilen. Der Vorstand möchte das letztere, die Kommission trägt jedoch Bedenken hiergegen, und verlangt besondere Aufschlüsse über die Motive der Verweigerung der Auszahlung an die Mutter. Mit Recht bezeichnen die Herren Dr. Tiktin und Lewin die vom Kuratorium und Vorstand gemachten Vorschläge als bureaukratisch und appellieren an den Geist der Menschlichkeit, um der Mutter, die zudem eine blutarme Frau ist, das Wenige zukommen zu lassen. Die Versammlung entscheidet sich erfreulicherweise in diesem Sinne.

Der folgende Punkt der Tagesordnung betrifft wiederum eine Prinzipienfrage von höchster Wichtigkeit und beweist abermals, wie notwendig es war, daß endlich einmal einige Hechte in den Karpfenteich hineingelangen. Ein Antrag des Professors Lewin verlangt, daß eine gemischte Deputation in Beratung trete hinsichtlich einer Neuordnung der Thätigkeit der Rabbiner und Kantoren. Viel hätte freilich nicht gefehlt, so hätte auch dieses Stück, wie schon so oft geschehen, hinter geschlossenen Thüren sich abgespielt. Daß die Fanatiker der Heimlichkeit dieses Mal nicht auf ihre Kosten kamen, ist der energischen Sprache der Herren Leonhard Sachs, Lewin, Dr. Tiktin und namentlich auch des Vorsitzenden zu verdanken. Herr Professor Lewin als Antragsteller hält gute Predigten für ein wichtiges Mittel der Erziehung, und er sehe keinen rechten Grund, warum unsere Rabbiner nicht mehr als zwei Predigten im Monat zu halten hätten. Sehr vernachlässigt sei aber bis jetzt das Gebiet der Seelsorge, und darunter hätten namentlich die Armen zu leiden. Er wäre dankbar, wenn man ihm auch nur 15 Fälle aus den letzten Jahren anführen könnte, wo unsere Rabbiner mit Rat und Trost den Armen und Gedrückten geholfen hätten. Auch bei den Kantoren vermisse Redner dasjenige Maß von willigem Eifer, das verlangt werden müsse. Herr Dr. Tiktin erklärt für den Antrag stimmen zu wollen, wenngleich er sich die Motive desselben nicht zu eigen machen könne. Herr Simon ist umgekehrt mit den Motiven des Antragstellers einverstanden, kann aber nicht für die Kommission stimmen, schon aus dem Grunde nicht, weil die Thätigkeit der Beamten durch Verträge geregelt sei und daran nichts geändert werden könne. Von Seiten des Herrn Leonhard Sachs und Louis Sachs wird angeregt, diese Angelegenheit heu der Kommission für die Wahl eines Rabbiners zu übergeben. Ein willkürlich aus dem Zusammenhang gerissenes Bruchstück einer Zusammenstellung der Predigten der angestellten Rabbiner, in dem Herr Dr. Maybaum mit den wenigsten figurierte, wurde von den Herren Lewin und Fränkel sofort als durchaus nichtsagend und nichtsbeweisend gekennzeichnet. Der Antrag Lewin wird schließlich angenommen. — Was eigentlich das Herumreiten auf den abgeschlossenen Verträgen mit den Herren Predigern besagen soll, ist nicht recht einzusehen. Verträge können doch mit Zustimmung beider Teile abgeändert werden, und es ist nicht gut anzunehmen, daß um einiger Predigten im Jahre mehr die Herren Prediger etwa streifen oder gar den Staub Berlins von ihren Schuhen abschütteln würden. Im anderen Falle müßte man das Mehr an

Predigt und Seelsorge den künftig zu engagierenden Beamten aufladen, mit anderen Worten, dem einen viel, dem andern wenig aufbürden, und daß darin ein Unrecht liegt, ist unschwer zu begreifen. Die Kommission thäte wohl daran, in diesem Punkte einmal ganze Arbeit zu machen und alle Halbheiten zu entfernen.

Die Summe von 300 Mk. für eine besondere Tribüne der Repräsentanten-Stellvertreter wurde abgelehnt. Bei dieser Gelegenheit brachte Herr Bodenstein die schlechten akustischen Verhältnisse des Sitzungsraumes zur Sprache. Die armen geplagten Berichterstatter wissen davon ein ganz besonderes Lied zu singen, aber an die scheint man in den betreffenden Kreisen noch gar nicht gedacht zu haben. Und doch wäre hier die Abhilfe so leicht und würde gar nichts kosten.

Es wurden weiter bewilligt für zurückgekaupte Synagogenstände 2150 Mk., für den Umbau der Treibhäuser in Weißensee 5000 Mk.: für Reparaturen an den Heizungsanlagen der alten Synagoge, für Pflasterungen in Weißensee, Reparaturen an den Gemeindegeländestücken, Neudruck der Liturgie, Zuschuß für die II. Religionschule werden bewilligt 472,50 Mk., bzw. 1560, 21422,50 und 125 Mk. Außerdem erhält das Reichsheimische Waisenhaus 500 Mk. zum Zwecke der Entsendung von Zöglingen in Ferienkolonien. Zugleich wird eine Resolution angenommen, eine entsprechende Summe der Waisenkommission zur Verfügung zu stellen für andere Waisenkinder zu demselben Zwecke. Eine diesbezügliche Vorlage wurde seitens des Vorstandes in Aussicht gestellt. 346000 Mk. aus Ueberschüssen herstammende Gelder sollen auf Gemeindebeschluß in nächster Zeit zinstragend angelegt werden. Die Kommission für den Neubau der Synagoge in der Lühnowstraße wird um 3 Mitglieder vermehrt. Damit ist die Tagesordnung der öffentlichen Sitzung erledigt.

Jüdische Wissenschaft fin de siècle.

Von Dr. S. Bernfeld.

II.

Schadenfreude ist gewiß kein lobenswertes Gefühl — dies gebe ich ehrlich zu: ich muß aber doch gestehen, daß ich dies Gefühl beim Durchlesen der letzten Nummer dieser Zeitschrift empfand. Wie schlecht muß es mit dem ganzen Litteraturvereins-Rummel stehen, daß man bei so vielem Wohlwollen und bei so vielen Vorurteilen keine bessere Verteidigung der angefochtenen Sache zustande bringen konnte, als es in den in jener Nummer veröffentlichten Zuschriften der Fall ist. Dr. Miemirower, der sich in der letzten Zeit die allerliebste Rolle eines gemüthlichen Beschwichtigungs-Hofrates zugelegt hat, meint auch, daß die Litteraturvereine — und ich sprach nur von der Berliner Zentralleitung — mehr Kranke, Greise und Leichname als wünschenswert aufweise, daß die dort gehaltenen Vorträge nur „törende Langweiligkeit“ atmen, daß die Langweile sogar „obligatorisch“ sei, daß die Vorträge für die einen zu „verlehet“, für die anderen wiederum zu „leer“ seien, daß die Vereinsmeier Phrasen und Reklamtamt in einem mißbräuchlichen Verhältnis zu ihren Leistungen konsumieren — all' dies hat Herr Dr. Miemirower zugestanden. Nun, was habe ich vorläufig mehr gesagt?

Dr. Miemirower war aber so glücklich, sich trotzdem ein „Aber“ zu retten, und ist bei all' dem Modergeruch seelenvergnügt. Dies erinnert mich an eine köstliche Anekdote, die Herr v. Treitschke gelegentlich erzählt. Nach den Freiheitskriegen ging bekanntlich unter den deutschen Patrioten eine Bewegung dahin, der Kleinstaaterie im deutschen Vaterland ein Ende zu bereiten. Vor allem sollten jene Fürsten depossidiert werden, die es früher mit dem Erbfeind gehalten oder durch diesen entthront worden waren. Dagegen regte sich jedoch der Partikularismus, der jene Duodezfürsten nicht missen wollte. Manchem dieser Fürsten gelang es, ihr „Ländle“ zu retten, und einer derselben wurde von seinen getreuen Unterthanen mit Jubel auf sein Thronlein zurückgeführt. In begeisterter Stimmung spannten die Bauern die Kasse am Wagen des glücklich zurückkehrenden Landesvaters aus und spannten sich selbst als Vizepferde ein. Einem spöttisch dreinblickenden Beobachter bemerkte ein pfliffiges Bäuerlein ganz gemüthlich: „Ja, wir wissen, daß unser Fürst ein Esel ist, aber wir wollen ihn doch behalten.“ Herr Dr. Miemirower giebt zu, daß es sich um eine Eserei handelt, will aber nicht zu einem strengen Urtheil kommen, wie ich es gethan. Nun, er möge sich bei der Eserei beruhigen.

Es wurde mir zum Vorwurf gemacht, daß ich „bedeutende“ Persönlichkeiten der jüdischen Geschichte verunglimpfe. Man vergißt aber, daß ich dies nur zur Beleuchtung unserer Zustände thue und jedesmal dazu provoziert werde. Mir liegt es gewiß fern, mich mit Moses Mendelssohn oder Manasse ben Israel zu beschäftigen: für mich sind sie schon längst tot. Aber da geschieht es, daß sich achtbare Männer unserer Gemeinde zusammenthun, um ein Zirkulair an unsere Glaubensgenossen zu erlassen, welches vor Reaktion und Fanatismus innerhalb der Judenheit warnen soll. Auch dies Bestreben ist gewiß berechtigt. Nun bestellen aber jene achtbaren Männer das nötige Zirkular bei einem Zahaber eines litterarischen Ramschbazzars und dieser leimt ihnen die Phrase zusammen, daß in Berlin, der Stätte, wo Mendelssohn, Zunz und Geiger gelebt und gewirkt hätten, für reaktionäre Bestrebungen kein Raum vorhanden sei. Da muß man doch die Geduld verlieren. Was würde ein gebildeter Deutscher sagen, wenn er die Phrase zu lesen bekäme, daß in Deutschland, das einen Klein, einen Ranke und einen David Fr. Strauß aufzuweisen habe, liberal gewählt werden müsse?

Die Litteraturvereine mögen gut oder schlecht sein — so lange sie sich bescheidenlich im Hintergrunde halten, lassen wir sie laufen. So hyperboreisch bin ich gewiß nicht, um nicht zu wissen, daß es sehr viele Menschen giebt, die sich nicht wohl fühlen, wenn sie eine Stunde allein sein müssen. Nach redlicher Absolvierung ihrer beruflichen Geschäfte wollen sie ihre Zeit in Vereinen zubringen, von denen fünf Meilen in der Runde das Philistertum zu riechen ist. In solchen Vereinen thun sich gewisse Lokalgrößen hervor, die Vorträge halten, auch sonst sich wichtig thun und das große Wort führen. Einem Manne von Geist sind solche Vereine unerträglich: aber nie würde er die Grausamkeit begehen, jenen unschuldigen, naiven Gemüthern ihre Illusion zu zerstören. Sie fühlen sich dort glücklich, und damit haben die Vereine ihren Zweck erfüllt. Wenn sich aber zwei edle Ritter, Krapulinski

und Waschlapski, zusammenthun und einen litterarischen Konvent gründen, mit einem Mal sich aufblasen, zuerst andere und dann sich selbst belügen, aller Welt auf dem Wege der widerlichen Reklame kundgeben: sie wollen das verödete Judentum neu beleben, sie wollen die verloren gegangene jüdische Wissenschaft fördern, sie werden dem Judentum neue Gedanken zuführen, und die Führung unseres Stammes an sich reißen. Wenn man ferner sieht, daß viele Arglose auf diesen Leim gehen und einige ehrgeizige Prozen diese „Bewegung“ reichlich mit Geld unterstützen und gar selbst Vorträge halten; wenn schließlich selbst unsere Rabbiner freiwillig abdizieren und ihre vornehmste Pflicht, die Gemeinde zu belehren, auf einige dreiste Wortmacher abwälzen, welche ihren Beruf, mit alten Kleidern zu handeln, verfehlt haben: dann wird die Sache zum öffentlichen Aergernis, dann ist es die Pflicht eines jeden wahrheitsliebenden Mannes, dagegen seine Stimme zu erheben. Gewiß ist dies unserer nicht würdig und wir könnten Besseres thun, als auf die Wanzenjagd zu gehen. Aber wenn das fernere Verweilen in unserem Hause vor so vielen Wanzen unmöglich gemacht wird, dann ist auch das Amt eines Kammerjägers ein verdienstvolles. Es wäre sehr traurig, wenn unsere Liebe zu unserem Stamme da Halt machen sollte, weil wir uns für vornehm hielten.

Wer sind die Männer, welche sich der Führung unseres Geisteslebens bemächtigt haben? Ich griff ja nur den einen heraus, weil er mir gerade in den Wurf kam. Gemeint sind sie sämtlich, die Hausierer mit der jüdischen Wissenschaft. Da sind Männer, welche keine Zeile je von Manasse ben Israel gelesen, ja auch nur lesen können; ihr ganzes Wissen schöpfen sie von Grätz und, um nur die Zeit auszufüllen, operieren sie mit Phrasen und Ueberschwänglichkeiten; das wollte ich geißeln. Die guten Königsberger meinen, ich hätte ihnen Unrecht gethan: jener Vortrag sei unentgeltlich gehalten worden. Nun, da bin ich wirklich im Unrecht. Ich habe vor etwa fünfzehn Jahren in der „Stadt der reinen Vernunft“ längere Zeit gelebt. Die Straßen waren damals zum Erbarmen schmutzig, aber unter der Bürgerschaft, der jüdischen wie der christlichen, herrschte ein feiner, gebildeter Ton. Man hätte zu jener Zeit das litterarische Bedürfnis keineswegs in irgend einem Rauschbazar gedeckt, weil es da ein wenig billiger sei.

Es wurde angedeutet, ich thäte besser, selbst etwas zu schreiben, anstatt an den mißlichen Erscheinungen Kritik zu üben. Richtig — etwas zu schreiben. Ja, aber für wen denn? Die Wertheime und Lubasche unserer Litteratur lassen ja keine ernste Arbeit aufkommen. Schleuderpreise und schlechte Ware, das ist die Losung. Krapulinski und Waschlapski beherrschen den litterarischen Markt und das Publikum läßt sich täuschen. Ich muß da ein köstliches Geschichtchen aus eigener Erfahrung zum Besten geben. Vor Jahren verließ ich mich einmal in den Litteraturverein, wo ich einen Vortrag hielt. Es geschah dies in freier Rede und ich kam mich nicht aller Einzelheiten erinnern; wohl aber entsinne ich mich, daß ich des ergreifenden liturgischen Gedichtes, des im Leoninischen Metrum (mischgal abasi) gehaltenen שְׁרֵי רֵצֵן לְהַפְּרֵה erwähnte und auf die schwache Nachahmung desselben von Maimonides hinwies. Nach Beendigung des Vortrages wurde eine Diskussion eröffnet und ich wurde gefragt, ob ich noch andere

poetische Erzeugnisse von Maimonides kenne. Auf meine Bemerkung, daß ich mich nur noch eines anderen liturgischen Stückes von demselben Gelehrten erinnere, das aber poetisch nicht wertvoller ist, wurde ich vom Vorstand stich rektifiziert: „Wir hätten ja von Maimonides das אִידוּלָה לֵאלֹהִים.“ (Einleitung zur Aboda am Versöhnungstag nach dem deutschen Ritus). — Tableau!

Ich schließe vorläufig. Nur noch eine persönliche Bemerkung: Von verschiedenen Seiten habe ich mündlich und schriftlich Zustimmung erhalten; in fast rührender Weise wurde mir der Dank für mein Auftreten ausgesprochen. Das schmerzte mich sehr. Ist es denn schon so weit mit uns gekommen, daß ein mutiges Wort solches Aufsehen erregt? Die Anfragen, wann denn mein satyrisches Lustspiel über den Litteraturvereins-Kummel erscheinen werde, auf das man so gespannt sei, beantworte ich dahin, daß die Arbeit nur langsam vorwärts kommt. Da mein Lustspiel keineswegs für ein Berliner Theater bestimmt ist, so darf es nicht allzu schlecht sein, und gute Arbeit will Weile haben.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 22. April.

An die Repräsentanz der Berliner Gemeinde sind die folgenden Zeilen gerichtet. Möge der Umstand, daß sie den Weg durch die Redaktion unseres Blattes gewählt, ihrem Inhalt keinen Eintrag thun; sie sind der Beachtung weiterer Kreise und der Berücksichtigung seitens der Gemeindevertretung wert. Und nun mögen die Zeilen für sich selbst sprechen. Sie lauten: Nachdem die neue Repräsentanten-Versammlung seit einigen Monaten ihre Thätigkeit aufgenommen und sich bereits mit Fragen mannigfacher Art beschäftigt hat, ist es wohl an der Zeit, sie auf einen Mißstand der inneren Verwaltung aufmerksam zu machen, mit dem sich zu befassen sicher eine dankenswerte Aufgabe ist. Wir meinen die Frage: in welcher Weise sind die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse der Bureau-Beamten der Gemeinde geregelt? Man wird da auf ganz sonderbare Verhältnisse stoßen. Ueberall, in Staat und Kommune, machen sich seitens der Angestellten seit langem Bestrebungen nach Einführung eines Normalbesoldungsetats und Altersstufengesetzes geltend, und hat es sich die unabhängige Presse stets angelegen sein lassen, diese berechtigten Forderungen zu unterstützen. Für die Bureau-Beamten der jüdischen Gemeinde bestehen bisher nach gedachter Richtung hin keinerlei Normativ-Bestimmungen, und es ist daher notwendig, daß hier einmal gründlich Wandel geschaffen werde. Das „Gleiche Recht für Alle“ gilt wohl auf keinem Gebiete mehr, als auf diesem; trotzdem hat die Gemeinde-Verwaltung bisher weder für Anstellung, Besoldung, noch Pensionsberechtigung der Bureau-Beamten irgend welche Normen geschaffen. Das Wohlwollen spielt in dieser Angelegenheit eine gewaltige Rolle, und Wohlwollen und Willkür sind leider nur gar zu oft gleichbedeutend. Beamte gleicher Kategorie werden mit völlig ungleichen Gehältern angestellt: für die Steigerung der Gehälter, sowie für den Eintritt der Pensionsberechtigung besteht kein Gesetz, ebenso wenig besteht ein solches, nach welcher

s kenne. Auf meine Be-
nes anderen liturgischen
mere, das aber poetisch
Vorstand stich reitst.
nides das "אמרי" -
tagstag nach dem deutschen

och eine persönliche Be-
habe ich mündlich und
in fast ruhender Weise
eten ausgesprochen. Das
von so weit mit uns ge-
hes Aufsehen erregt? Die
ches Lustspiel über den
werde, auf das man so
daß die Arbeit nur lang-
ispiel keineswegs für ein
uf es nicht allzu schlecht
ben.

Chronik.

Berlin, den 22. April.
erliner Gemeinde sind die
der Umstand, daß sie den
lattes gewählt, ihrem In-
der Beachtung weiterer
ns der Gemeindevertretung
ir sich selbst sprechen. Sie
ntanten-Versammlung seit
genommen und sich bereits
stigt hat, ist es wohl an
der inneren Verwaltung
ich zu befassen sicher etne
men die Frage: in welcher
Besoldungsverhältnisse der
regelt? Man wird da auf
Ueberall, in Staat und
Angestellten seit langem Be-
Normalbesoldungsetats und
t es sich die unabhängige
se berechtigten Forderungen
Beamten der jüdischen Ge-
ster Richtung hin keinerlei
daher notwendig, daß hier
en werde. Daß „Gleiche
ein Gebiete mehr, als auf
einde: Verwaltung bisher
noch Pensionsberechtigung
Normen geschaffen. Das
gelegenheit eine gewaltige
Ul für sind leider nur gar
licher Kategorie werden mit
Ur: für die Steigerung der
er Pensionsberechtigung be-
t ein solches, nach welcher

Dienstzeit die lebenslängliche Anstellung zu erfolgen hat. Be-
fähigte Beamte kann die Gemeinde selbstverständlich nur ge-
branchen und sollte man, nachdem die Befähigung erwiesen
ist, Licht und Schatten gleich verteilen und nicht die Gehälter
in geradezu schreiender Weise variieren lassen. Durch solche
Zustände wird nur Unzufriedenheit gesät und die Arbeits-
freudigkeit unterbunden. Wenn nun den Beamten auch das
verfassungsmäßige Recht der Koalition zusteht, so wird von
diesem kein Gebrauch gemacht, da einer großen Anzahl von
Angestellten bei dem herrschenden System wohl ist. Also, wie
gesagt, eine lohnende Aufgabe wird es für die Herren Re-
präsentanten sein, schleunigst eine Prüfung der einschlägigen
Verhältnisse zu bewirken; und wird Remedur geschaffen, so ist
der Zweck dieser Auseinandersetzung erfüllt.

— Eine Reichsgerichtsentscheidung über die Anstellungs-
verhältnisse der jüdischen Kultusbeamten teilt die „Jurist.
Wochenchrift“ mit. In dem Urteile sind die folgenden Grund-
sätze aufgestellt worden: Die Regierung hat nach dem Gesetz
vom 23. Juli 1847 über die bürgerlichen Verhältnisse der
Juden von den den Kultus betreffenden Einrichtungen der
Synagogengemeinden nur insoweit Kenntnis zu nehmen und
Entscheidungen zu treffen, als die öffentliche Ordnung ihr Ein-
schreiten erfordert. Die gewählten Kultusbeamten dürfen in
ihr Amt nicht eher eingewiesen werden, bis die Regierung
erklärt hat, daß gegen ihre Annahme nichts zu erinnern ist.
Bei dieser Erklärung hat die Regierung außer den Förmlich-
keiten der Wahl nur darauf Rücksicht zu nehmen, ob die ge-
wählten Kultusbeamten unbescholtene Männer sind. Weder
der Wortlaut noch der Sinn und Zweck dieser Bestimmungen
stehen der Auffassung des Vorderrichters entgegen, daß sich
diese nur auf die erste Wahl und die Einweisung in das Amt,
nicht aber auf den Fall beziehen, wenn es sich darum handelt,
einen bereits bestätigten und im Amt befindlichen Kultus-
beamten darin noch länger zu belassen. Nicht durchgreifend
erscheint die Erwägung, daß sich inzwischen Bedenken gegen
die Unbescholtenheit des Kultusbeamten ergeben haben könnten,
da ja der Aufsichtsbehörde auch während des noch bestehenden
Vertragsverhältnisses die Befugnis zusteht, im Interesse der
öffentlichen Ordnung einzuschreiten und nötigenfalls die Ent-
fernung des Betreffenden aus dem Amte herbeizuführen.

— Antisemitische Statistik. Das Agrarier-Organ, die
„Dtsch. Tagesztg.“, fühlt das Bedürfnis, seinen Agitationsstoff
durch antisemitische Beigaben wieder etwas vielseitiger zu
gestalten. Es fühlt sich beunruhigt durch den großen Prozent-
satz der israelitischen Zöglinge höherer Lehranstalten und meint,
die Israeliten könnten dadurch in den führenden Ständen ein
Uebergewicht erhalten und einen Einfluß nicht nur auf die
Gestaltung unserer Verhältnisse, sondern auch auf die Em-
pfindung und Denkweise des Volkes gewinnen, der dem deut-
schen Wesen und dem deutschen Christentume ungeheuer ge-
fährlich werden könne. Das ist wieder dieselbe alberne
Unterscheidung zwischen jüdischer und deutscher Denkweise, mit
der die Antisemiten auf die Urteilslosigkeit ihrer Anhänger
zu spekulieren pflegen. Uebrigens ist die ganze Statistik, auf
welche das Blindlerblatt sich bezieht, so einseitig wie nur
möglich. Es wird nämlich nicht der geringste Unterschied
zwischen Stadt und Land gemacht, obwohl doch eigentlich nur

die städtischen Orte mit höheren Lehranstalten einen Vergleich
gestatten, und hier die Israeliten in größter Anzahl anständig
sind. U. a. wird auch Sachsen als ein Land mit einem über-
großen Prozentsatz israelitischer Schüler höherer Lehranstalten
angeführt; bekanntlich wohnen in Sachsen aber überhaupt
nur sehr wenig Juden, so daß hier schon ein paar Kinder den
hohen Prozentsatz ausmachen können. Aber freilich ist es den
Antisemiten um nichts weniger als um objektive Betrachtungen
zu thun: sie stellen kritiklos einige allgemeinen Zahlen zu-
sammen, um daraus ihre Forderungen auf Ausschluß der
Juden von öffentlichen Aemtern u. dgl. herzuleiten.

— Die Rabbinatsprüfung in Elsaß-Lothringen. Im
„Sprechsaal“ der „Straßb. Post“ nimmt ein „Civis“ von Zeit
zu Zeit das Wort, um vor der breiten Öffentlichkeit Ange-
legenheiten der jüdischen Gemeinden zu besprechen. Die Aus-
einandersetzungen sind häufig sehr interessant. So auch die
letzte, die sich mit der Vorbildung der Rabbiner befaßt. In
Nummer 288 des genannten Blattes finden wir folgende An-
regung: Der Staat bewilligt dankenswerterweise jährlich eine
erhebliche Summe zu Stipendien für elsass-lothringische Stu-
dierende an die Rabbinerseminare in Breslau und Berlin.
Die Gewährung eines solchen Stipendiums sollte künftig nur
unter der Bedingung erfolgen, daß der Bewerber sich ver-
pflichtet, auch die Entlassungsprüfung an einem dieser Rabbiner-
seminare zu bestehen. Sonst dürfte leicht der Fall eintreten,
daß minderwertige Studierende das Rabbinerseminar vor be-
standener Abgangsprüfung verlassen, um sich hier im Lande
der Prüfung vor den Oerrabbinern zu unterziehen. Diese
Prüfung kann jedoch von Urteilsfähigen darum nicht als gleich-
wertiger Ersatz anerkannt werden, weil ein Oerrabbiner durch
die Seelsorge in der Gemeinde des Konsistorialhauptortes
sowie durch die Aufsicht über die Rabbiner, Vorjänger und
Schächter des ganzen Bezirkes viel zu sehr in Anspruch ge-
nommen ist, als daß ihm Zeit bliebe, den Fortschritten der
theologischen Wissenschaft auf allen Gebieten (Bibelergese,
wissenschaftliches Talmudstudium, jüdische Geschichte und Lite-
raturgeschichte, Religionsphilosophie und Pädagogik) andauernd
zu folgen. Dem Staate aber muß offenbar viel daran liegen,
daß hinfort nur Männer von ganz unzweifelhafter wissen-
schaftlicher Tüchtigkeit zur Anstellung als Rabbiner im Lande
gelangen.“ — Zwei Tage später springt der bekannte Unus
pro multis dem „Civis“ bei; er bezeichnet die Ausführungen
desselben als wahr und zutreffend; jeder Rabbiner müsse die
theologische und Rabbinatsvollprüfung bestanden haben, — die
Prüfung vor den Oerrabbinern sei als solche nicht anzu-
sehen, — es würde alsdann sicher manches Störende in den
Kanzelreden verschwinden. — Ob das Konsistorium auf diesen
Hippenstoß reagieren wird?

— Dank vom Hause Antisem. Wir lesen in der Prager
„Politik“: Die „deutschfreundlichen Israeliten“ — wie der
selige Dr. Schmeykal, der insgeheim ganz gehörig antisemitelte,
zu sagen pflegte, — die „deutschfreundlichen Israeliten“ ge-
hören bisher zu den opferwilligsten Geldgebern des Deutschen
Schulvereins. Sie heimten jedoch dafür wenig Dank ein.
In Saaz fand an einem der letzten Tage die Hauptversammlung
der dortigen Frauen- und Mädchenortsgruppe des Schul-
vereins statt. Bei derselben scheint es zu einem recht scharfen

antisemitischen Renkontre gekommen zu sein, das mit dem Austritte der sämtlichen christlichen Frauen aus der Ortsgruppe seinen vorläufigen Abschluß fand. Also geschehen im liberalen Saaz. Darf man sich da wundern, wenn in den nationalen Wetterwinkeln der Boykott gegen die „deutschfreundlichen Israeliten“ im Schulverein mit größter Rücksichtslosigkeit geführt wird?

— Der Antisemitismus in Frankreich macht Fortschritte. Die rastlosen und durch reiche Geldmittel unterstützten antijüdischen Agitationen sind nicht ohne Erfolg geblieben. Wer die Drahtzieher des französischen Antisemitismus sind, ist glücklicherweise allen bekannt. So wird eben jetzt ein sehr interessanter Brief mitgeteilt, den der Redakteur Auben von der „France“, die seinerzeit die Namen der „104 Panama-Leute“ zusammenlog, an Dr. Favre geschrieben hat. Auben schreibt: „Die „France“ wird in nächster Zeit wieder eingerichtet werden. Wir wollen gründlich den großen antisemitischen, antienglischen und muhammedanischen Feldzug führen. Glauben Sie, daß M. de Morès mit uns marschieren wird? Sollte es der Fall sein, so fragen Sie ihn, bitte, um Rat und überrumpeln gewissermaßen im Notfall seine Entscheidung, wenn er noch schwankt. Wir wollen unbedingt marschieren, ohne daß uns etwas hindern soll, bis wir unser Ziel erreicht haben. Ich sehe ein, daß man unverzüglich zur Hilfe kommen muß, und bemerke noch, daß wir hinreichende Kapitalien zu Verfügung haben, so daß wir nichts zu fürchten brauchen.“ — Erheuchelter Patriotismus und hinreichende Kapitalien — unsere Glaubensgenossen in Frankreich werden auf der Hut sein müssen.

— Tod eines judenfreundlichen Domherrn. Aus London wird uns geschrieben: Vor einigen Tagen verschied hier ein christlicher Geistlicher, dessen Verlust nicht nur von seinen Pfarrkindern beklagt wird, sondern auch von einem weiten Kreise von Freunden und Bewunderern, unter welchen sich mehrere Mitglieder unserer eigenen Religionsgemeinschaft befanden. Der Rev. Robert Charles Jenkins, Pfarrer von Syminge und Domherr der Canterbury-Domkirche, der das hohe Alter von 81 Jahren erreichte, war wohl bewandert in der Glaubenslehre und in alten Kirchenbüchern. Seine Hauptwerke sind „Das Leben des Kardinals Julian“ und die „Diozese-Geschichte von Canterbury“. Er war auch ein fleißiger Student der hebräischen Sprache. Dankbaren Herzens sprach er oft von den Anregungen, die er in dem Unterrichte des Prof. Heymann Hurwitz empfangen, und im Laufe seiner Studien der heiligen Schrift hatte er nicht selten den seligen Ober-rabbiner zum Führer und Interpreten. Die so begonnene Bekanntschaft führte zu einem starken Freundschaftsbande zwischen dem Domherrn und dem jetzigen Oberrabbiner. So oft Dr. Adler nach Folestone kam, sprach er in der Syminge-Pfarr vor. Als 1876 ein bigottes Kirchenlicht, der Rev. Conder, das mosaische Gesetz herabsetzte und lächerlich zu machen suchte, veröffentlichte der Domherr Jenkins eine Flugschrift, in welcher er zeigte, wie thöricht es ist, das Christentum auf Kosten des alten Testaments erheben zu wollen, und er unterstützte seine Beweisführung durch zahlreiche Citate aus den Kirchenvätern, mit deren Schriften er sehr vertraut war. Die Verfolgungen der Juden in Rußland fachten seine glühende

Entrüstung an, und er veröffentlichte in der „Jewish Chronicle“ Briefe und Verse, aus welchen eine rührende Sympathie mit den Leidenden sprach. Die Freundschaft zwischen dem Domherrn Jenkins und dem Oberrabbiner Dr. Adler findet manche erfreuliche Analogie in der jüdischen Geschichte. Die deutschen Humanisten verdankten ihre gründliche Kenntnis des Hebräischen dem Unterrichte gelehrter Juden. Reuchlin, der erste Christ, der eine hebräische Sprachlehre verfaßte, war ein Zögling des jüdischen Arztes und Rabbinen Obadiah Sforno, der einen volkstümlichen Kommentar zum Pentateuch schrieb. Der Kardinal Egidio de Viterbo studierte hebräische Sprachlehre und Kabbala unter Elia Levitas. Ein solcher Verkehr und Gedankenaustausch muß einen heilsamen und bildenden Einfluß ausüben.

— Die hebräische Sprache wird modern — in London. Es ist die englisch-jüdische Damenwelt, die sich dem Studium der Sprache unserer Propheten widmet; und wenn englische Damen studieren, so schaut etwas dabei heraus! England hat Schriftstellerinnen wie Elisabeth Barrett Browning, George Eliot, Mrs. Humphrey Ward aufzuweisen, deren Gelehrsamkeit sich nicht auf Buchstabenkläuberei beschränkte, sondern dazu diente, Kunstwerke ersten Ranges zu schaffen. In gleicher Weise scheinen die hebräischen Studien der jüdischen Damen in London die herrlichsten Früchte zu versprechen. Die „Jewish Chronicle“ bringt in ihrer vorletzten Nummer eine Uebersetzung des „Jigdal“ von Florence Ahronsberg, die volltönig und doch knapp, dem dogmatischen Inhalt entsprechend, das Original vortrefflich reflektiert. Aber Florence Ahronsberg ist nicht die einzige Dame, die genug Hebräisch weiß, um sich an eine Uebersetzung mittelalterlicher Poesie zu wagen. Frau Henry Lucas hat mehrere Gedichte von Jehuda Halevi und Ibn Giat in meisterhafter Weise ins Englische übersetzt, und Miß Mina hat soeben ein Klagelied von Meir Rothenburg für die „Jüdische Vierteljahrsschrift“ übertragen. Eine Miß Elsie Davies hat sogar einen Aufsatz „Ueber die Frau im Midrasch“ zustande gebracht, in welchem sie zahlreiche Midraschstellen in englischer Uebersetzung zitiert.

— Der Zirkassurs in Rußland wird von den maßgebenden Kreisen noch immer inne gehalten. Troßdem Volk und Gesellschaft ihre Unzufriedenheit mit der gegen die Juden gerichteten Regierungspolitik lauten Ausdruck geben, bewegt sich diese dennoch in ihrem alten Geleise, und es hat sogar den Anschein, als ob die Machthaber der Gegenwart besonderen Eifer entwickeln würden, um ja nicht den unter Alexander III. herrschenden Idealen untreu zu werden. Man benützt jeden unbedeutenden Anlaß, um neue Beschränkungen gegen die Juden zu schaffen. Und auffallend ist es, daß die Judenverfolgungen zu einer und derselben Zeit in den entgegengesetzten Richtungen des Reiches eingeleitet wurden. Aus Kiew und Warschau, aus Kowno und Tschernigow, aus Cherson und Koftow am Don liegen Berichte vor, die deutlich dafür sprechen, daß die Hoffnungen, welche die Optimisten auf den Regierungswechsel im Zarenreiche setzten, durchaus trügerisch waren. Herr Bobodonojew, der Oberprokuror des heiligen Synod, dessen Stern nach dem Tode Alexanders III. zu versinken schien, hat leider seinen Einfluß auf die innere Politik des Reiches nicht im geringsten eingebüßt. Sein

in der „Jewish Chronicle“
 rührende Sympathie mit
 haft zwischen dem Dom-
 r Dr. Adler findet manche
 Geschichte. Die deutschen
 he Kenntnis des Hebräi-
 den. Neuchlin, der erste
 lehre verfasste, war ein
 Rabbis Obadjah Sforzo,
 zum Pentateuch schrieb.
 dierte hebräische Sprach-
 itas. Ein solcher Verkehr
 heilsamen und bildenden

modern — in London.
 elt, die sich dem Studium
 met; und wenn englische
 bei heraus! England hat
 arett Browning, George
 weisen, deren Gelehrsamkeit
 beschränkte, sondern dazu
 zu schaffen. In gleicher
 icken der jüdischen Damen
 e zu versprechen. Die
 vorletzten Nummer eine
 nce Ahronsberg, die voll-
 icken Inhalt entsprechend,
 Aber Florence Ahrons-
 e genug Hebräisch weiß,
 terlichen Poesie zu wagen.
 ichte von Jehuda Halevi
 se ins Englische übersezt,
 gelied von Meir Rothem-
 „chrift“ übertragen. Eine
 Aufsatz, Meber die Frau
 n welchem sie zahlreiche
 ung zitiert.
 and wird von den mah-
 gehalten. Troßdem Volk
 mit der gegen die Juden
 Ausdruck geben, bewegt
 eise, und es hat sogar
 der Gegenwart beson-
 ja nicht den unter Alex-
 ntren zu werden. Man
 um neue Beschränkungen
 auffallend ist es, daß die
 derselben Zeit in den ent-
 ches eingeleitet wurden.
 ono und Tschernigow, aus
 Berichte vor, die deutlich
 a, welche die Optimisten
 enreiche setzen, durchaus
 szew, der Oberprokuror
 h dem Tode Alexanders III.
 n Einfluß auf die innere
 ringen eingestüßt. Sein

neulich dem Zaren unterbreiteter Rechenschaftsbericht, in welchem die Juden gründlich angeschwärzt wurden, erzielte den gewünschten Erfolg. Ausweisung von Juden aus den Dörfern, die im vorigen Jahre eingestellt war, ist in jüngster Zeit wieder ausgenommen worden. In anderen Marktflecken werden die Bauern durch Polizisten verhindert, bei Juden zu kaufen, so daß viele Familien, deren Ehrlichkeit die Bauern selbst preisen, an den Bettelstab gebracht werden. Die Maschine des russischen Staatsschiffes bewegt sich im alten Geleise, und dem mächtigen Zarenreiche mangelt es an Männern, die ehrlich wären, um dieses Schiff auf die Bahn der Toleranz und Gerechtigkeit zu lenken.

— **Rekrutierung der Toten.** Ein Jude in Witebsk wurde im Jahre 1894 benachrichtigt, daß sein Sohn, der vor einigen Jahren gestorben ist, sich zum Militärdienste zu stellen habe. Die Polizei that ihr Mögliches, um den fehlenden Rekruten aufzufinden, und da ihr das natürlich nicht gelang, verurteilte sie den Vater des Toten zu einer Geldstrafe von 300 Rbl.; nach vielen Irrungen und Wirrungen ward die Buße jedoch später aufgehoben. Jetzt ist aber plötzlich dem alten Juden mitgeteilt worden, daß, wenn sein Sohn sich nicht sofort zum Militärdienste stellen werde, ihm, d. h. dem Vater die gesetzlich festgesetzte Strafe auferlegt werden würde.

— **Dr. Aaron Weiß,** Rabbi der Kodesch Schalom-Gemeinde in New-York, ist gestorben. Dr. Weiß war keine sogenannte Leuchte. Er besaß ein umfangreiches jüdisches Wissen, aber man konnte nicht sagen, daß er ein tiefer Gelehrter war. Auch war er kein glänzender Redner — aber er war mehr als das, er war ein Volksmann und Volksredner. Er verstand es, sich dem Erfassungsvermögen seiner Zuhörer anzupassen, ihren Geist zu fesseln, ihr Herz zu gewinnen und für die Zwecke des religiösen Denkens und Fühlens gefangen zu nehmen. Als er vor mehr als zwanzig Jahren an die Spitze der Kodesch Schalom-Gemeinde berufen wurde, war dieselbe eine der orthodoxesten. Sein Vorgänger Dr. Hahn, welcher jetzt die Theologie an den Nagel gehängt hat und sich dem Advokatenstand in Cleveland zugewendet, war ein Fanatiker in des Wortes vollster Bedeutung. Aber die amerikanische Luft zersetzte seinen Glauben, so daß aus dem orthodoxen Saulus ein reformatorischer Paulus wurde, dessen Glaubensbekenntnis stark nach agnostischer Ungläubigkeit roch. Unter Weiß's Führung wurde die Gemeinde zwar reformiert, aber nicht radikalisiert, und sie nahm so sehr an Mitgliedern zu, daß sie die Clinton Str. verlassen und den Tempel an der 63. Str. von der Beth El käuflich erwerben konnte, nachdem letztere den Prachtbau an der 5. Avenue aufgeführt. Einer seiner Söhne, Rev. Stephen S. Weiß, welcher sein 25. Jahr noch nicht erreicht hat, genießt bereits einen beneidenswerten Ruf als Kanzelredner und fungiert schon seit zwei Jahren an der B'nai Jeschurun-Gemeinde in Madison Ave. Ein zweiter Sohn, Otto Irving Wise, vorteilhaft als Advokat bekannt, ist auch als republikanischer Politiker thätig und wird sein Name häufig unter den praktischen Politikern genannt.

St.

Feuilleton.

Die Zerrissenheit des Lebens.

(Eine zeitgemäße Betrachtung.*)

„Thasria und Mezora“ — seltsame Schriftabschnitte, die von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Worte nichts enthalten als medizinische, hygienische, gesundheitspolizeiliche und ähnliche Verordnungen und Vorschriften. Wie kommt Saul unter die Propheten? Wie kommen diese zur religiösen Betrachtung so ungeeigneten Abschnitte in die Thora? Ist die Thora nicht ein Religionsbuch für das Judentum? Was haben gesundheitspolizeiliche Vorschriften mit Religion und Judentum zu thun?

Wir modernen Menschen können das heutzutage nicht gut verstehen. Wir sind gewöhnt, das ganze Leben in Rubriken einzuteilen, hier die Gesundheitspflege, dort das Staatsgesetz, dort die Moral, dort die Philosophie, dort die Religion! Jedes hat seine besondere Zeit und seinen besonderen Platz — oder auch Plätze. Eins hat mit dem anderen nichts zu thun. Da kann einer als Philosoph Gott und Seele und alles Ueberfönnliche leugnen und dennoch der Religion seine Reverenz machen und eifrig Kirchen und Synagogen besuchen; da kann ein anderer als Frommer bekannt und berühmt sein, als Zaddik und Chosid, und dennoch bedenklich mit der Moral und dem Staatsgesetze selbst auf gespanntem Fuße leben. So gährt eine riesige Kluft in unserem modernen Leben, die Einheit des Lebens ist zerstückelt, auseinandergerissen, und Zerrissenheit, äußere wie innere Zerrissenheit, ist die Folge dieser Lebensteilung.

Freilich ist diese Zerstückelung des Lebens nicht nur modern; sie ist vielmehr eine Erbschaft des Altertums. Bei den alten Völkern, bei Griechen und Römern hat diese Zerrissenheit ihren Ausgangspunkt genommen. Da gab es eine besondere Moral, die mit der Religion nichts zu thun hatte, die tausendmal edler war als die Religion. Da gab es eine Philosophie, die mit der Religion nichts zu thun hatte, die tausendmal weiser war als die Religion. Da gab es ein Recht, ein Staatsgesetz, das mit der Philosophie nichts zu thun hatte, das einen Sokrates zum Schirlingsbecher verurteilte, weil er den Glauben an die alten Heidentümer erschütterte. Wie das alte Heidentum in der Religion die Vielgötterei schuf und die Einheit nicht kannte, so kannte es auch im Leben keine Einheit, so schuf es jene Lebenszerstückelung, jene Zerrissenheit, an der die moderne Welt noch heute krankt.

Ganz anders das Judentum. Das Judentum der Thora und des Talmud und der Rabbinen kennt diese Einteilung des Lebens in Fächer und Rubriken nicht. Die Thora ist gar kein Religionsbuch, sondern ein Lebensbuch, und sie könnte das Wort jenes alten Dichters als Motto an ihrer Stirne tragen: „Nichts Menschliches liegt mir fern.“ **הַכֹּל לִפְנֵי הַיְיָ אֱלֹהֵינוּ** Drehe und wende sie um, denn alles ist in ihr enthalten — alles: Moral und Religion, Gesetz und Recht, Philosophie und Geschichte, Heilkunde, Ge-

*) Gehalten am vorigen Sabbat, an welchem die Schriftabschnitte Thasria und Mezora verlesen wurden.

Red.

fundheitspflege, alles, alles, was das Leben und die Lebensregelung des alten Israel betraf. Von unserer heutigen Rubrikeneinteilung des Lebens weiß die Thora nichts. Aus einer Quelle strömt alles: aus Gott. Ihre Philosophie lautet: Gott hat die Welt geschaffen und verpflichtet Dich, ihm zu gehorchen. Ihre Religion lautet: Gott gebietet Dir, ihm zu dienen; ihre Moral lautet: Gott gebietet Dir, sittlich zu sein; ihr Recht lautet: Gott gebietet Dir, diese *דברים ישרים*, diese Rechtsfahrungen zu halten; ihre Heilkunde, ihre Gesundheitspflege lautet: Gott gebietet Dir, diese und jene Reinlichkeitsgesetze zu beobachten, diese und jene Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wie sie in den Schriftabschnitten Thasria und Mezora verzeichnet sind.

Gott ist die Einheit des alt-israelitischen Lebens, Gott und Gottes Willen (Theokratie). Darum heißt es überall *יְיָ אֱלֹהֵינוּ*: „Gott sprach“, bei den zehn Sinaiworten, wie bei den hygienischen Vorschriften von Thasria und Mezora, bei den Rechtsfahrungen über Mein und Dein, wie bei den — ins Gebiet der Architektur fallenden — Anweisungen zum Bau der Stiftshütte. Ja, wenn man nur die zehn Sinaiworte allein betrachtet — in wie viel Rubriken und Fächer würde sie das moderne Leben teilen. Das erste Wort gehörte ins Gebiet der Geschichte, das zweite und dritte ins Gebiet der Religion oder Religionsphilosophie, das vierte zum Teil ins Gebiet der sozialen Gesetzgebung, das fünfte und zehnte ins Gebiet der Moral, das sechste bis neunte ins Gebiet der Jurisprudenz, des Rechtes!

Und so wenig wie die Thora, so wenig weiß der Talmud, so wenig weiß das rabbinische Schrifttum von der modernen Zerrückelung des Lebens. Darum enthält ja der Talmud, noch mehr als die Thora, — weil das Leben mannigfaltiger, vielgestaltiger geworden war, — alles: Theologie, Philosophie, Medizin, Rechtsgelehrsamkeit, Moral, Politik, Gesundheitspflege: alle bekannten Wissenschaften: Geometrie, Astronomie, Soziales, Landwirtschaftliches, alles, alles, was das weite Leben umfaßt, und alles ist, wie in der Thora, Gottes Wille, Gottes Gebot. Und so erhält in Gott das vielgestaltige Leben seine Einheit und seinen Sammelpunkt, und so gähnt im echten alt-jüdischen Leben keine Kluft, keine jämmerliche Zerrissenheit, wie sie das moderne Leben kennzeichnet.

Diese Betrachtung ist zeitgemäßer als es scheint. Ein Schrei der Entrüstung geht durch unser Vaterland über ein Opfer des Vorurteils, das in diesen Tagen die Zerrissenheit unseres modernen Lebens so klar gezeigt, wie selten. „Du sollst nicht töten“, ist ein Gebot der Religion, zu der man sich bekennt. Aber der Ehrenkoder eines hochangesehenen Standes in unserem Vaterlande gebietet den Gegensatz zu der Religion, zu der man sich trotz alledem bekennt: „Du sollst töten“, wenn Du nicht schimpflich aus unserem Stande ausgestoßen sein willst. Und hat man dem Ehrenkoder Genüge gethan, so kommt das Staatsgesetz und bestraft denjenigen, der dem Ehrenkoder des Standes mehr gehorchte, als dem Rechtskoder des Staates.

Da haben wir den ganzen Jammer der Zerrissenheit unseres modernen Lebens. Religion und Staat und soziales Leben gehen nebeneinander her, als wüßten sie nichts von einander. Man verletzt die Gesetze des Staates und nennt sich ganz besonders loyal, das heißt auf Deutsch gesetzlich; man

bekennet sich mit besonderem Nachdruck zur Religion, aber man macht Ehrenfahrungen, die ein Hohn auf alle Religion sind.

Wortgepränge ist unsere ganze so hoch gepriesene und bei jedem Anlaß betonte religiöse Zivilisation. Wir haben eine Religion, die nur in unserem Munde lebt, von der unser Herz nichts weiß und unsere Thaten nicht zeugen.

Oder findet die Religion Zutritt zum Leben? Findet sie Einlaß in der Gesellschaft? Wird ihr gehuldigt in Handel und Wandel? Wird ihr Gebot befolgt in der Diplomatie, in der Politik?

Die Religion ist gnädiglich erlaubt, so lange sie nicht stört, so lange sie sich nicht unbequem bemerkbar macht. Aber wehe der Religion, wenn sie sich erdreistet, ihren Mund gegen öffentliche Sünden aufzuthun, wenn sie es wagt, gesellschaftliche und soziale Schäden vor ihren Richterstuhl zu ziehen.

Dann heißt es: Kehre vor Deiner Thür! Wir lassen Dich in Frieden, drum laß auch uns in Frieden, liebe Religion. Kümmer dich um deine Kirchen und Synagogen, kümmer dich um deine Sprüche und Glaubensartikel, und schelte die sündige Seele weidlich aus, wenn sie darin zu wenig thut, aber bringe die Gesellschaft, bitte, nicht in Verlegenheit. Gesellschaft ist Gesellschaft, Politik ist Politik, Kavaliärsbegriffe sind Kavaliärsbegriffe und — Religion ist Religion.

So ist die Religion auf ein kärglich Brot gesetzt, so ist sie verbannt aus des Lebens verwirrenden Kreisen. Daher die Zerrissenheit, die durch unsere Menschheit geht: Der Friede ist von unserer Schwelle gerissen. Ein Wurm nagt am Herzen dieses ganzen Geschlechts, der Jammer nach Frieden, nach Lebensseinheit, nach harmonischer Lebensgestaltung.

Ob unsere Zeit, unsere Zivilisation vom alten vielverkannten Judentum lernen könnte? Nicht von den Juden; — unsere Juden haben nicht minder viel zu lernen: — aber vom alten echten mosaischen und talmudischen Judentum. Die Gotteinkheitslehre hat die Menschheit vom Judentum gelernt, die Lebensseinheitslehre muß die Menschheit noch von ihm lernen. Die Gotteinkheitslehre hat die Menschheit zwar weiser aber nicht besser und nicht glücklicher gemacht, die Lebensseinheitslehre würde die Menschheit besser und glücklicher machen, jene Lebensseinheit, welche die Religion zum Gesetz und das Gesetz zur Religion erhebt; jene Lebensseinheit, welche die Sitte zur Sittlichkeit und die Sittlichkeit zur Sitte macht; jene Lebensseinheit, welche die Theologie zur Philosophie und die Philosophie zur Theologie wandelt; jene Lebensseinheit, welche Glaubenshetzelei und Modereligion aus dem Wörterbuch der menschlichen Sprache streicht, und welche die alte Feindschaft zwischen Glauben und Wissen in Freundschaft wandelt.

Reb Jomins Eidam.

Eine Drillichauer Geschichte. Von Manuel Schnizer.

(Schluß.)

(Nachherd verfertigt.)

Man ist nie dahinter gekommen, ob der alte Jomin, mit der Einfalt seines Schwiegersohnes rechnend, diesem in der That das Städtchen als unumschränkten Betteltrayon zugewiesen habe und ob Peeritz, wenn dieses auch der Fall gewesen,

fest an die Wirksamkeit einer solchen Zuweisung glaubte. Thatsache ist, daß er zu glauben schien und zu glauben behauptete — und dies verlieh seinem Auftreten eine sichere Grundlage, seinem Benehmen jenen Stolz und jenen gewissen Hochmut, der oft Leuten, die auf ihr gutes Recht pochen können, eigen ist, jenen heiteren Gleichmut, der sich durch nichts erschüttern, durch nichts aus der Fassung bringen läßt. Dieser Glaube machte ihn unempfindlich gegen jede Beleidigung, gegen jeden Schimpf, jeden Vorwurf. Er lächelte nur, zwinkerte mit den Augen und gab sich den Anschein, als ob er den Scherz, den man sich gegen ihn erlaube, ganz gut verstehe und durchschaue. Dieser Glaube machte ihn schließlich zur Geißel, zum Brandschäfer des Städtchens, welches seiner nimmermehr ledig wurde. Unter allen Umständen hob er seine wöchentliche Steuer ein, sowohl von denen, die ohne weiteres, als auch von denen, die ungern damit heraussrückten; er war in dieser Beziehung von einer den kräftigsten Widerstand überdauernden Geduld.

Tabei lag in der Art, wie er die verschiedenen Parteien behandelte, eine gewisse Methode, deren Zweckmäßigkeit nicht in Abrede zu stellen ist. In Häusern, wo die Leute ihn gerne sahen, gut traktierten und forsfuhren, ihm nach wie vor vier Kreuzer zu geben, überquoll er von Scherzen und Schelmereien, lobte das Essen und ließ sich herbei, den Frauen in einer Weise zu schmeicheln, die bei ihrer Plumpheit einer gewissen Anmut nicht entbehrte. So verabschiedete er sich von der Hausfrau nie anders als mit den Worten:

„Möchten Sie mir nicht einen einzigen Gefallen thun, liebe Frau?“

„Was wollt Ihr, Peeritz?“ wurde der Bursche gefragt, der lächelnd da stand und verlegen an seinem Barte zupfte.

„Bleiben Sie mir hundertundzwanzig Jahre gesund und schön, liebe Frau,“ antwortete er herzlich, indem er rasch, als fürchtete er, man könnte ihn zurückrufen und für diesen Wunsch besonders beschreiben, das Zimmer verließ. Wenn man sich in solchen, ihm wohlgesinnten Häusern über seinen ungeheuren Appetit lustig machte, lachte er vergnügt mit und bestätigte auch wohl die Wahrheit dieser Thatsache durch ein oder das andere Geschichtchen.

„Soll mir Gott helfen,“ pflegte er zu sagen, „ich eß' gern gut und eß' gern viel, und was die Hauptsache ist — Hunger hab' ich immer. Seht Ihr, wie ich noch meinen Schwäher geführt hab' — Reb Zomin, lieber Hausherr, ist blind, dabei scharfsichtiger als der „gute Jüd“ — sind wir einmal über Schabbes geblieben in Gzanice bei der kleinen alten Wirtshäuslerin, Batscha nennen sie die Fuhrleute, weil sie trotz ihres hohen Alters immer noch hellen und heiteren Sinnes ist und jedermann freundlich bedient. Kurz, versteht Ihr? — Wir sind also dort, und die Batscha bringt uns mittags eine große Schüssel mit gutem, fettem Essen. Gut! Wir machen uns drüber her. Reb Zomin spricht und ist ununterbrochen, auch wenn er eine Frage stellt; denn wozu soll man reden, wenn man essen kann, Herr? Auf einmal hebt Reb Zomin die Hand, und eh' ich mich dessen versch', hab ich Ihnen einen gewaltigen Patzsch im Gesicht. — „Reb Zomin, was patzcht Ihr mich?“ frag' ich ganz niedergeschlagen. — „Warum soll ich Dich gepatzcht haben, Peeritz?“ sagt er. —

„Na warum?“ frag' ich. — „Darum,“ sagt er, „ich red' in einem fort und eß' sehr viel: wie viel mußt Du erst essen, der Du das Maul nicht aufmachst zu 'nem Wörtel.“ — Und er hat wirklich recht gehabt, mein Schwäher . . .“

Wenn er Verständnis für seine Geschichten fand, d. h. wenn sie nach Gebühr belacht und belobt wurden, konnte er — freilich erst nach Beendigung des Mahles — stundenlang dazitzen und umringt von den Kindern des Hauses, deren Augen an den behaglich schmunzelnden, einem Würstchenpaare nicht unähnlichen Lippen des Bettelburschen hingen, der in seinem Sabbatstaate bürgerlich genug aussah, und die Gesellschaft so lange ergöhen, bis diese, helle Nachthränen im Auge, ihn inständig bat, aufzuhören.

Begreiflicherweise drehten sich seine Schwänke alle entweder um seinen Schwiegervater oder um seinen Appetit, oder auch — und dies war am häufigsten der Fall — um beide zugleich.

„Mein Schwäher,“ erzählte er oft, „mein Schwäher pflegte zu sagen: „Peeritz, mein Kind, ich eß' wie ein blinder Mensch, Du wie ein blind' Pferd.“ — Oder jene Geschichte, deren Pointe in Drillichau hentigentags noch ein geflügeltes Wort ist: „Da sind wir einmal beide beim Rabbi zu Gast: bei Tisch sagt Reb Zomin, indem er den Kopf hebt und scharf zu mir hinhorcht: „Peeritz, mein Kind, iß doch, iß doch.“ und das sagt er ein paar mal. — Der Rabbi schaut zu mir hinüber und wundert sich über die Rede meines Schwähers, da er sieht, daß ich ordentlich zugreife, und er sagte verweisend: „Zomin, was wollet Ihr denn von Peeritz, er ißt doch.“ „So?“ schreit mein Schwäher, „essen thut er? — Das heißt Ihr essen, Rabbi? — Bei mir heißt das freffen!“

Ein mitleidiges Lächeln besaß Peeritz für jene Leute, welche, wenn sie ihn auf ihr Haus zukommen sahen, sich rasch in den Geschäftsladen flüchteten und die Thür desselben zweimal versperren. Er wußte sehr wohl, daß dies weiche Naturen seien, unfähig eines energischen Wortes, unfähig einem Bittsteller von Angesicht zu Angesicht „Nein“ zu sagen; Schwächlinge, die sich lieber verbargen, als daß sie sich dieser Eventualität aussetzen, die widerwillig gaben, aber es am Ende doch thun mußten. Peeritz gegenüber nützten diese Manöver nicht im geringsten. Ruhig näherte er sich der versperren Thür und drückte die Klinke. Hieraus schüttelte er verdrießlich den Kopf, daß es der Mann aus seinem Verstecke heraus sehen mußte, und entfernte sich mit schweren, allmählich verhallenden Schritten . . . nicht weit, nur bis unter das Fenster. Dort blieb er ein wenig gebückt stehen und wartete, bis der Krämer vorsichtig die Thür öffnete und auf die Straße hinausspähte. In diesem Augenblick stand Peeritz aber auch schon vor dem Zusammenfahrenden und sagte mit seinem breitesten Lächeln: „Ein' guten Tag, lieber Herr!“ Es ist niemals vorgekommen, daß ein derart Ertrappter seine Steuer nicht entrichtet hätte.

Weit schwereren Stand hat er mit Männern, wie Herr Jacob Hirsch Bandmacher einer war, oder Herr Joachim Manasse Glücklicher und dessen Sohn. Das war eine Sorte von Leuten, die ihm gegenüber weder Furcht noch Respekt fühlten, die seine Rechte auf Drillichau weder im Ernst, noch im Scherz anerkennen wollten, Leute, die es wagten, ihn als ganz gewöhnlichen Duzendbettler zu betrachten. Zwischen

diesen Männern und Peeritz gab es immer harten Streit und eine erbitterte Feindschaft, die unser Held auf die Frauen zu übertragen für gut fand. Wenigstens hatte er Frau Bandmacher aufs tiefste verletzt, als er einmal als Gast ihres Tisches, von dem Inhalt eines mürrisch hingeschobenen Tellers kostend, die unschuldige Frage stellte:

„Liebe Hausfrau,“ — er hob von der Speise etwas Weniges mittels der Gabel in die Höhe und machte ein recht einfältiges Gesicht — „liebe Hausfrau, was ist das da?“

„Nudeln mit Zucker und Zimmt,“ sagte sie.

„Nudeln?“ wiederholte er im Tone höchster Verwunderrung — „Nudeln? Nach dem Geschmack hätt' ich geglaubt, es ist Sauerkraut.“

Wenn Peeritz irgend jemanden in der Welt haßte, so waren es die wenigen Familien, in denen man ihm nicht mit jener Achtung und jenem Wohlwollen entgegenkam, welche er nun einmal beanspruchte. Aber er nahm dies nicht so ohne weiteres hin, jede Demütigung, die man ihm anthat, vergalt er.

Herr Joachim Manasse gab ihm einmal einen halben Kreuzer.

Peeritz faßte die Münze ganz sanft zwischen Daumen und Zeigefinger und legte sie anscheinend mit äußerster Vorsicht auf die innere Fläche der ausgestreckten linken Hand, die er nun unter fortwährendem Kopfschütteln den sich langsam vergrößernden Augen nahebrachte. Sodann blies er seine Wangen auf und pustete kräftig auf das kleine Geldstück, so daß es zu hüpfen begann; hierauf nahm er es wiederum mit derselben ängstlichen Vorsicht herab und ließ es, während er sein Ohr der Tischplatte nahebrachte, klingen.

„Was treibt Ihr da, Peeritz, macht, daß Ihr fort kommt!“ schallt Herr Joachim Manasse.

Peeritz unterbrach seine Manipulation nicht einen Augenblick, hob aber den Kopf ein wenig in die Höhe und bemühte sich, dumm dreinzuschauen.

„Lieber Herr, mir scheint,“ er fragte sich wie in tiefster Verlegenheit hinter dem Ohr, „mir scheint, das ist ein falscher Kreuzer.“

„Geht mir mit Euren Dummheiten, Ihr wißt ja ganz gut, daß es kein Kreuzer ist, sondern ein halber.“

„Ein halber?“ rief Peeritz erstaunt, „nehmt mir's nicht übel, Herr; hab' ich doch so was noch nie gesehen!“

Wiederum vertiefte er sich in den Anblick des Geldstückes, schüttelte den Kopf und wartete auf die Wirkung seiner letzten Worte.

„Bis jetzt,“ sagte er nachdrücklicher, „hat mir noch niemand einen halben Kreuzer gegeben.“

„Wenn Ihr's nicht zufrieden seid, so laßt es bleiben und scheert Euch zum Rufus. Ueberhaupt weiß ich nicht, wie Ihr Euch untersteht, zu betteln, Ihr, so ein kräftiger Mensch, der arbeiten könnte.“

Peeritz hörte dies alles mit der größten Gemütsruhe an und zuckte nur mitleidig mit den Achseln.

„Lieber Herr,“ sagte er, „ich hab' keine Arbeit, glaubt Ihr? Wenn Ihr oder Eure Kinder einmal betteln geht, dann werdet Ihr schon sehen, wieviel Arbeit und Müß' man hat, bis irgend ein Knicker mit seinem Kreuzer herausrückt. . . Wißt Ihr was? Gebt mir noch einen halben.“

Rot vor Zorn hat der Hausherr die Thür aufgerissen. „Geht oder —“

„Was bemüht Ihr Euch, ich kann die Thür auch allein öffnen — ich werde gehen — meinetwegen — aber den halben Kreuzer könnt' Ihr noch zulegen. — Nein? — Gut, hat man Dir den halben Kreuzer gestohlen, werd' ich denken — ein Dieb will ja auch leben in der Welt, dazu hat ihn Gott einmal geschaffen.“

Nach einer halben Stunde war Peeritz wiederum im Laden des Herrn Joachim Manasse. Dann kam er noch denselben Abend, dann am nächsten Morgen, bis er den zweiten halben Kreuzer in der Tasche hatte.

So trieb er es jahrelang. Peeritz wurde älter, aber er änderte sich nur insofern, als sein Auftreten immer sicherer wurde. Er nahm nicht mehr die lange Pfeife aus dem Mund, wenn er ein Zimmer betrat; sein Appetit wuchs mit seinen Jahren. Einmal traf er bei Herrn Glücklicher junior mit dem alten Herrn Joachim Manasse zusammen. Peeritz lächelte, Manasse wurde blau vor Wut.

„Ihr habt doch eben erst bei mir zu Mittag gegessen,“ schrie er, „und jetzt eßt Ihr noch einmal bei meinem Sohn?“

„Was wollt Ihr?“ antwortete Peeritz ruhig und mit Würde, „ich hab' mir gedacht, bei einem wird man nicht satt und hab mich vorgelesen. Und dann, sagt, lieber Herr, seid Ihr nicht selbst hergekommen, um noch einmal zu essen?“

Einige Jahre darauf sammelte Peeritz Beiträge für die Wittigst seiner Tochter.

„Was gebt Ihr Eurem Eidam?“ fragte man, „Drillichau etwa?“

„Solange ich noch gehen und mir mein Brot verdienen kann,“ sagte er lachend, „kriegt er's nicht; aber erben wird er's.“ . . . fügte er lustig hinzu.

Nun ist er schon längst tot. Unter den zahlreich durch Drillichau wandernden jungen und alten Bettlern findet man keine Peeritze, keine Romins, keine Originale, keine Genies, keine Humoristen. Sie tragen wohl schäbige Altsapfeschchen, aber es ist nicht der alte Geist, der darin steckt. Nicht einmal ihr Appetit fällt auf. Der Nachwuchs ist mißraten.

Peeritz ist längst tot. Der Erbe hat sich aber bis zum heutigen Tage nicht gezeigt. In Drillichau denkt man des Toten noch, und wenn ein junger, rotwangiger Bursche, den Hut auf dem Kopfe, einen Laden betritt, fragt wohl der eine oder der andere Krämer: „Ihr, habt Ihr nicht Drillichau geerbt?“ . . .

Um, es giebt auch Leute, die den Kerl, ohne erst diese Frage zu stellen, einsperren lassen.

* Auch ein Geschäft! In dem gemietlichen Wien kurziert jetzt ein charakteristisches Zwiegespräch zwischen einem jüdischen Händler und einem fanatischen Ruegerianer. Mit bekannter Zuverlässigkeit erkundigt sich jener bei diesem auf der Straße, ob er nicht „alte Kleider“ zu verkaufen habe? Worauf der Ruegerianer: „Kommen's mit, hob' was zu verkaufen, und zwar i möcht' gern mei Wechsel.“ — Händler: „O, solche Ware kauf' ich am liebsten.“ — Ruegerianer: „Aber lassen's doch a Menschen ausreden! I will Ihnen mei Wechsel-

„Sieher billig um zehn Neukreuzer hingeben.“ — Händler: „Das Geschäft ist geschlossen. Hier haben Sie zwei Kreuzer als Drangeld, und Sie behalten das Fieber, bis ich komm und es abhol.“

Hier und dort.

■ Berlin, 19. April. Am 14. d. M. verschied nach längerem Leiden Herr Max Jacobins, betrauert von allen denen, die ihn gekannt. Der Entschlafene zeigte stets ein reges Interesse für alle Gemeindeangelegenheiten, verfolgte mit warmer Teilnahme die Bewegungen innerhalb des Judentums, und mit jüdischem Herzen das Streben aller Beamten des Judentums, ihre und der ihrigen Zukunft sicherzustellen und die jede freie Entwicklung hemmende Abhängigkeit zu brechen. So war er Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Zentralvereins für die Interessen der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und der Hilfskasse für deutsch-israelitische Kultusbeamte, deren Witwen und Waisen, die ebenfalls hier ihren Sitz hat. Beide Vereine widmen dem Entschlafenen in der Tagespresse warme und ehrende Nachrufe. Er ruhe in Frieden!

■ Berlin, 21. April. Am 16. d. M. hielt der Zentralverein für die Angelegenheiten der Jüdischen Gemeinde seine diesjährige Generalversammlung für alle Bezirke der Stadt im Saale des Vereins junger Kaufleute ab. Erster Gegenstand der Tagesordnung für die Bezirksvereine waren Ergänzungswahlen für die nach den Bestimmungen des Statuts ausscheidenden oder durch Tod erledigten Sitze im Vorstande der verschiedenen Bezirke. Die Ausscheidenden wurden zum größten Teil wiedergewählt: nur an Stelle verstorbener und solcher Mitglieder, die während der letzten Jahre an den Arbeiten des Vereins nur geringen Anteil genommen, wurden neue Mitglieder gewählt. Erster Gegenstand der Tagesordnung für die Generalversammlung war die Entgegennahme eines Berichtes des Herrn J. Weinberg über die Arbeiten des Vereins im verfloßenen Jahre. Wie der Referent, so glauben auch wir einer ausführlichen Darlegung dessen, was der Verein im verfloßenen Jahre geleistet, überhoben zu sein. Hätte er auch nichts weiter gethan, als die Propaganda für die Repräsentantenvahlen im November 1895 geleitet, er wäre des Dankes aller Anhänger seiner Bestrebungen sicher. Er hat die Opposition zum Kampfe und zum Siege geführt, darum spendeten die Zuhörer selbst dem kurzen Berichte langen Beifall. Sie hatten die Arbeiten des Vereins mitgethan, miterlebt und bedurften eines langen Berichtes nicht. — Aus dem Rechenschaftsberichte, vom Rentanten Herrn Moritz Tränkel erteilt, ist zu ersehen, daß die Agitation für die Repräsentantenvahl 7600 Mk. gekostet hat. Der Verein verfügt über eine Jahreseinnahme von etwa 2500 Mk., und das Rechnungsjahr schloß, trotz der horrenden, aber unerläßlichen Ausgaben für Wahlzwecke, mit einem Ueberschuß von 460 Mk. ab. Dem Rentanten wurde Decharge erteilt. — Punkt 3 betraf eine Statutenänderung, nach welcher dem Vorstand im Falle einer Vakanz das Recht der Kooptation zugesprochen werden soll. Ein dahinzielender Antrag wurde zum Beschluß erhoben. — In der hierauf folgenden Diskussion nahm Herr Med. Klausner als erster Redner das Wort. In längerer Rede polemisierte

er gegen den Vorstand des Vereins, der das Verdienst um den Wahlerfolg am 28. November für sich allein in Anspruch genommen habe. Hierzu sei er nicht berechtigt. Ein höheres Verdienst hätten andere, die außerhalb des Vereins gestanden, das höchste die Wähler, die für die Kandidaten des Zentralvereins eingetreten seien. Dagegen sei der Vorstand ganz allein schuld, daß die Auswahl der Kandidaten in einigen Fällen nicht glücklich gewesen sei, und daß Männer, die hervorragend an der Wahlagitation und dem Wahlerfolge mitgewirkt, durch mißliebige Äußerungen eines Vorstandsmitgliedes verletzt worden seien. Sowohl vom Vorstandstisch als auch aus den Reihen der Mitglieder wurde auf den scharfen Angriff scharf erwidert: Es sei nicht richtig, daß der Vereinsvorstand das Verdienst um den Wahlerfolg für sich in Anspruch nehme. Er reklamiere ihn jedoch für den Verein, der seit Jahren die Wähler aufzurütteln suche und sie auch am 28. November geführt habe. Für mißliebige Äußerungen, die irgend jemand gethan haben soll, sei der Vorstand als solcher nicht verantwortlich. Fehlgänge werden bei jeder Wahl zu verzeichnen sein, so lange Wahlen von Menschen geleitet werden, von Menschen, die einem Kandidaten nicht ins Herz schauen können. — Die Diskussion zog sich bis gegen Mitternacht hin, so daß für die Besprechung von wichtigen Gemeindeangelegenheiten keine Zeit mehr übrig blieb. Diese Thatsache ist ebenso bedauerlich, wie die Veranlassung zu der endlosen Debatte.

■ Berlin, 21. April. Ein hiesiges Antisemitenblatt erzählt über „Jüdische Bettelbriefe“ folgendes: „Von jüdischen Gemeinden Galiziens werden seit einiger Zeit Bettelbriefe in großer Menge versandt, in denen für angeblich hochbetagte, erblindete und vom Unglück betroffene Gemeindeglieder um Gaben gebeten wird. Daß die Sache gewerbsmäßig betrieben wird, geht daraus hervor, daß uns schon von verschiedenen unserer Leser derartige Briefe, die ihnen zugegangen waren, eingesandt worden sind. Jetzt haben auch wir ein solches Schreiben von dem „Vorstande der israelitischen Kultusverwaltung“ eines Ortes in Ostgalizien erhalten, mit dem Ersuchen, einen Aufruf für einen angeblich 109 jährigen, erblindeten Juden, der kürzlich abgebrannt sein soll, zu veröffentlichen. Gleiche Briefe sind aber, wie gesagt, schon vor längerer Zeit von dort versandt worden. Was das an uns gerichtete Schreiben aber besonders bemerkbar macht, ist der Umstand, daß ihm ein deutscher Fünfmarschein beigelegt war: das Geschäft muß also ganz einträglich sein. Wir haben den Schein natürlich an den Absender zurückgesandt, hielten es aber für unsere Pflicht, unsere Erfahrungen zu Nutz und Frommen unserer Leser hier mitzuteilen.“ — Zu Nutz und Frommen unserer Leser drucken wir diese Zeilen nach und wiederholen den Rat, den wir einzelnen gegeben, hier im allgemeinen: Für Bettelbriefe aus Galizien giebt es nur einen angemessenen Platz — den Papierkorb.

■ Berlin, 21. April. Am 18. d. Mts. fand eine außerordentliche Generalversammlung der „Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner zu Berlin“ statt. Der Vorsitzende erwähnte vor Eintritt in die Tagesordnung, daß Kollege Gutkind aus Cassel dem Verein brieflich seine Grüße zur Generalversammlung übermittelt habe. Nach Aufnahme

eines neuen Mitgliedes trat man in die Beratung über die Gründung eines Provinzialvereins jüdischer Lehrer für Brandenburg ein. Der Vorsitzende, Herr Dr. Adler, referierte über die Absicht der jüdischen Lehrer Brandenburgs, einen Provinzialverein zu gründen, und legte die Motive dar, welche es dem Vorstande angezeigt erscheinen ließen, der Versammlung den korporativen Beitritt der Vereinigung zu einem zu gründenden Verein warm zu empfehlen. Nach längerer Debatte erfolgte die Annahme des vom Vorstand empfohlenen Antrages mit allen gegen eine Stimme. Nach Erledigung der Tagesordnung kam es zu einem Meinungsaustausch über die Opportunität der Gründung einer Darlehnskasse, und der Vorsitzende wurde beauftragt, eine Diskussion über diese Frage auf die Tagesordnung einer der nächsten Sitzungen zu setzen. Schließlich wurde bestimmt, im Monat Juni eine wissenschaftliche Sitzung abzuhalten, welche sich mit dem Thema „Die unterrichtliche Behandlung der Schöpfungsgeschichte“ beschäftigen solle. Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde Kollege Remack zum Referenten, Kollege Falkenberg zum Korreferenten über dieses Thema bestellt. Nach Schluß der geschäftlichen Sitzung vereinigten sich noch die meisten Mitglieder zu einem gemütlichen Beisammensein.

Frankfurt a. O., 15. April. Auf Einladung eines von den Herren Rabb. Dr. Cohn-Potsdam, Bähr-Prenzlau, Blumenthal-Frankfurt a. O. gebildeten Komitees traten am 8. d. M. in Berlin die in der Provinz Brandenburg amtierenden Rabbiner (außer den drei Genannten noch die Herren Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg a. S., Elsaß-Landsberg a. W., Hannes-Spandau, Rieger-Potsdam, Sandler-Schwedt a. O.) behufs Gründung eines Rabbinerverbandes der Provinz Brandenburg zusammen. Herr Dr. Cohn-Potsdam begrüßte die Versammlung, dankte den Kollegen für ihr vollzähliges Erscheinen, legte in großen Zügen die Ziele dar, die der Verband anzustreben habe, und wies auf den reichen Segen hin, der den einzelnen Kollegen und den Gemeinden der Provinz aus der zielbewußten Wirksamkeit des Verbandes erwachsen werde. Nachdem auf Vorschlag des Herrn Dr. Bähr-Prenzlau Herr Dr. Cohn zum Vorsitzenden und Herr Dr. Blumenthal zum Schriftführer der konstituierenden Sitzung gewählt worden, trat die Versammlung zunächst in die Generaldiskussion über einen von Herrn Dr. Cohn vorgelegten Statutenentwurf ein; in derselben begrüßen fast alle Anwesenden den zu gründenden Verband als einen Sammelpunkt für sonst leicht zersplitterte Kräfte, als autoritative Vertretung religiöser Bestrebungen gegenüber den Gemeinde- und staatlichen Behörden, als Mittel zur Hebung des Ständebewußtseins und zur Förderung der Kollegialität. Einige formelle Aenderungen des Entwurfs wurden einer aus den Herren Bähr, Blumenthal und Elsaß bestehenden Redaktionskommission überwiesen, und nach einer 1½ stündigen Mittagspause nach deren Vorschlägen angenommen. Hierauf wurde Herr Dr. Cohn-Potsdam zum Vorsitzenden, Herr Dr. Blumenthal-Frankfurt a. O. zum Schriftführer und Herr Dr. Bähr-Prenzlau zum Kassierer des Verbandes gewählt. Zum Schlusse erhoben sich die Anwesenden zu Ehren des Herrn Dr. Cohn, der trotz angegriffener Gesundheit die Verhandlungen geleitet hatte, von ihren Sitzen. So ist denn ein Rahmen für die gemeinsame Bethätigung

edler Kräfte im Dienste des Judentums innerhalb der Gemeinden unserer Provinz geschaffen. Möge der Verband blühen, wachsen und gedeihen!

Stettin, 20. April. Dem Israelitischen Frauenverein hieselbst ist seitens des Ober-Präsidiums die Genehmigung zu einer Lotterie erteilt worden; es werden zum Teil wertvolle Kunst-, Wirtschafts- und Luxusgegenstände zur Verlosung kommen. Auf die zur Ausgabe gelangenden 12 000 Lose fallen über 1200 Gewinne, so daß mindestens jedes zehnte Los gewinnt.

Halberstadt, 14. April. Vorgestern und gestern beging die hiesige Gemeinde das Fest des hundertjährigen Bestehens ihrer Gemeindegemeinschaft „Haschorat Zwi“. Eingeleitet wurde die Feier durch einen Festgottesdienst in der prächtig ausgestatteten Synagoge. Außer den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde und einer großen Zahl ehemaliger Schüler der Anstalt wohnten auch die Spitzen der städtischen Behörden und der Schuldeputation dem Gottesdienste bei. Am Nachmittag fand alsdann im großen Saale des „Stadtparks“ eine stark besuchte Schulfeier statt. Im Namen der früheren Schüler überreichte Herr Moriz Joseph eine Festgabe von 7000 Mk. und im Auftrage der hiesigen Behrend-Behmann-Loge deren Präsident Gabriel Hirsch eine kunstvoll ausgeführte Adresse. Der zweite Teil der Feier bestand in Festansführungen seitens der Schüler. Am Abend vereinigten sich gegen 150 Teilnehmer zu einem Festessen im kleineren Saale des Stadtparks, das gleichfalls einen sehr befriedigenden Verlauf nahm. Den Trinkspruch auf den Kaiser brachte Herr B. Hirsch in patriotischen Worten aus. Ernste und heitere Reden und der Gesang froher Tafellieder würzten das reiche Festmahl, dem sich ein fröhliches Tanzvergnügen anschloß. Am heutigen Nachmittage erreichte das Fest mit einem Kindervergnügen im Stadtpark sein Ende.

Aus Westfalen, 19. April. In Dortmund, welches erst seit 1½ Jahren als Großstadt gerechnet wird, hat sich auch die israel. Einwohnerschaft durch Zuzug sehr vergrößert, so daß sich die Synagoge als zu klein erweist. Es soll nun eine neue gebaut werden, mit einem Kostenaufwande von 300,000 Mk. Zur Erlangung geeigneter Baupläne sind verschiedene Preise ausgeschrieben. — Das neue „Westfälische Gebetbuch“ von Rabb. Dr. Vogelstein in Stettin herausgegeben, hat hier nicht überall Anklang gefunden. Noch viele Gemeinden haben dasselbe nicht eingeführt, in anderen wiederum wurde es wieder abgeschafft; u. a. in Hamm, wo es nur kurze Zeit bestand, da es öfter am Minjan fehlte.

Frankfurt a. M., 20. April. Die „Achawa“ (Unterstützungskasse für israelitische Lehrer, deren Witwen und Waisen) hat ihren Jahresbericht pro 1895 erscheinen lassen. Nach dem Berichte betrug die Zahl der aktiven Mitglieder am 31. Dezember vor. Jz. 355 und die Zahl der Ehrenmitglieder 920. Zur Bestreitung außerordentlicher Unterstützungen wurde aus dem Reservefonds der Betrag von 2420 Mark verausgabt. An Jahres-Unterstützungen wurden 14 630 Mark in 104½ Teilen zu je 140 Mark, an 82 Unterstützte — gegen 31 415 Mark, in 102¼ Teilen an 79 Unterstützte im vorigen Jahre — verteilt. Das Vereinsvermögen beträgt nach Abzug der zur Verteilung kommenden Summe 212 059,65 Mark

gegen 204835 Mark im vorigen Jahre. Der Vorstand besteht aus den Herren: Konsul Adolph Baer-Goldschmidt, Vorsitzender, Philipp Schiff, stellvertretender Vorsitzender, Dr. Alfred Löhren, Schriftführer, Dr. Alfred Rosenthal, Kassierer, Julius Goldschmidt, Gegenschreiber (alleamt in Frankfurt a. M.), K. Marx, Lehrer in Alheim, G. Gutkind, Lehrer in Kassel, Heinrich Frei, Lehrer in München.

• Köln, 10. April. Eine wichtige Entscheidung teilt ein Mitglied des Lehrervereins für Rheinland-Westfalen dem Vorstande desselben mit. Zur Vorgeschichte der Verfügung diene folgendes: Dem Lehrer H. war durch Repräsentantenbeschluss der Unterricht in den vereinigten Gemeinden F., M. und W. übertragen worden. Nachträglich zog die Gemeinde M. einseitig und ohne Einverständnis mit den anderen Verbandsgemeinden ihren Beschluss zurück und ernannte, ohne Rücksicht auf den, wenn auch nur mündlichen, für zwei Jahre geltenden Vertrag mit Herrn H., einen Kaufmann B. zum Lehrer ihrer Jugend. Der Lehrer wandte sich wiederholt an die Gemeinde und beklagte sich schließlich beim Landrat. Von diesem erhielt er folgendes Schreiben: „Auf die mündliche Vorstellung benachrichtige ich Euer Wohlgeboren, daß der Vorsteher der israelitischen Spezialgemeinde in M. . . darauf hingewiesen worden ist, daß die dortigen israelitischen schulpflichtigen Kinder den von Ihnen anberaumten Religionsunterricht zu besuchen haben. Von etwaigen Veräumnissen wollen Sie dem Herrn Bürgermeister von M. Anzeige behufs Bestrafung erstatten. Der Lehrer B. in G. ist gleichfalls davon verständigt worden, daß er nicht berechtigt sei, den schulpflichtigen Religionsunterricht zu erteilen. Bei Ansetzung der Unterrichtsstunden wird Ihrerseits den billigsten Wünschen der beteiligten Eltern nach Möglichkeit Rechnung zu tragen sein.“

• Köln, 21. April. Der soeben erschienene Rechenschaftsbericht des „Vereins des jüdischen Lehrerseminars“ ist in der Lage in erster Reihe zahlreiche Stiftungen in der Gesamthöhe von Mk. 6700 zu verzeichnen. Ferner entnehmen wir dem Berichte folgende Daten: Das Seminar wird von 25 Zöglingen besucht, von denen im Laufe des Berichtjahres 8 mit dem Zeugnis der Reife entlassen wurden und ins Amt getreten sind. Die Einnahmen und Ausgaben balanzieren mit Mk. 56585,61; der Vermögensstand stellte sich auf 192 100 Mk. Die Betriebseinnahmen sind weiter zurückgegangen, so daß sich, wie bereits im Vorjahre, ein Fehlbetrag gegenüber den Betriebsausgaben von Mk. 1645,95 ergibt. Möchte der Wunsch der Verwaltung, daß durch größere Zuwendungen und Mehrung der Jahresbeiträge der durch die Ungunst der Zeiten verursachte augenblickliche finanzielle Rückgang eingeholt und ausgeglichen werde, überall, wo für die Ziele der Anstalt Verständnis herrscht, thatkräftige Erfüllung finden.

• Königsberg i. Pr., 19. April. Im hiesigen Verein Waldeck hielt gestern Abend Direktor Dr. Krieger eine Gedächtnisrede auf zwei hier jüngst verstorbene Persönlichkeiten; auf den Chefredakteur der „Hartung'schen Zeitung“, Ferdinand Michels, und den Kaufmann Bernhard Pfahl. Jener war Katholik, dieser Jude; beide waren hochgeehrt in den Kreisen aller Glaubensbekenntnisse, beide Bekämpfer der gegen uns gerichteten Hege. Ergreifend und erhebend zugleich war folgende Stelle der Gedächtnisrede: „... Tags zuvor hatten wir Michels

begraben. Den einen trug man nach rechts, den andern nach links. Bei des einen Begräbnis erklangen die uralten Gesänge des jüdischen Ritus, an des andern Grab ertönte lateinischer Sang. Denn den einen nannten die Leute einen Juden, den andern einen Katholiken. So machen die Leute noch Unterschiede angesichts des Todes! Sprach denn aus jenen beiden Gefängen nicht dasselbe menschliche Gefühl, derselbe Schmerz um die Dahingegangenen? War das Streben der beiden Toten ein anderes gewesen? Lebte in beider Herzen nicht das nämliche Ideal? Sie liebten in gleicher Weise ihr Volk, ihr Vaterland, ihre Familie, ihre Freunde, und ihr Gott soll ein anderer gewesen sein? Für uns waren sie Menschen und nur Menschen! Was sie uns wert machte, war das rein Menschliche in beider Empfinden.“ — Ehre ihrem Andenken!

• Jnowrazlaw, 15. April. Heute Vormittag fand die Grundsteinlegung zum jüdischen Waisenhaus statt. Das Geld zum Bau und zur Unterhaltung desselben wurde, wie s. B. gemeldet, von einem kürzlich verstorbenen Breslauer Bankier, der aus Jnowrazlaw gebürtig war, in Höhe von 500 000 Mk. der hiesigen jüdischen Gemeinde vermacht. 100 000 Mk. werden zum Bau verwendet, der Rest dient zur Unterhaltung des Waisenhauses.

• Pest, 20. April. (Allerlei.) Daß trotz der den Ungarn angeborenen Toleranz sich hier und da ein Vorurtheil geltend macht, wird den einsichtsvollen Leser nicht Wunder nehmen. Ein solcher Akt der Intoleranz wird aus Dunakor berichtet. Herr Ludwig Fürst daselbst wollte 5000 Gulden zur Errichtung einer Kommunalsschule unter der Bedingung spenden, daß auch jüdische Kinder aufgenommen werden. Die Stadtverwaltung wies die Spende wegen dieser Bedingung zurück. Würde Herr Fürst eine jüdische Schule gestiftet haben, in die auch christliche Kinder aufgenommen werden können, er würde bessere Erfahrungen gemacht haben. — „Ungarns Juden und das Millennium“ betitelt sich ein Werk, das demnächst die Presse verlassen und aus Anlaß der bevorstehenden Millenniums-Feierlichkeiten die Entwicklung der ungarländischen Judenthümlichkeit zum Gegenstande haben wird. Die Redaktion des groß angelegten Werkes ruht in den Händen des Grafen Hermann Zichy, und viele Celebritäten des Landes haben ihre Mitwirkung zugesagt. Das Werk erscheint in deutscher und ungarischer Sprache. — In Lippa hielt am Festachse der Esakovaer Advokat Dr. Rudolf Kohn während des Gottesdienstes eine Festpredigt. Zu dem ungewöhnlichen Ereignisse hatten sich die Israeliten Esakovas vollzählig und auch viele angesehene christliche Bürger eingefunden, die den Ausführungen des predigenden Advokaten mit großer Aufmerksamkeit folgten und ihm nach der Festrede vielfach gratulierten. — Großartig!

• Petersburg, 19. April. Wie die „St. Petb. Wch.“ gerüchweise meldet, hat sich die gegenwärtig beim Justiz-Ministerium tagende Kommission zur Regulierung der Advokatur-Ordnung in dem Sinne ausgesprochen, daß im Rayon der jüdischen Ansässigkeit nicht weniger als 25 Prozent aus der Zahl der Juden als Privatanwälte zuzulassen sind.

• Liban, 17. April. Gestern verstarb hier ein unter dem Namen „der alte Rabbi Gerschon“ bekannter Glaubensgenosse im Alter von 103 Jahren. Er konnte sich noch des Einzuges Napoleons in Rußland gut erinnern. Bis vor einem Jahre

war er noch recht rüstig und ging sogar ohne Stock. Seine Stimme war bis zur letzten Stunde stark und frisch und sein Gedächtnis wie das eines jungen Mannes. Er verbrachte sein ganzes Leben im Talmudstudium und hatte sozusagen gar keine Bedürfnisse, denn er wurde gern von seinen Glaubensgenossen unterstützt, und seine Ansprüche beschränkten sich auf das Unentbehrlichste, worin auch vielleicht die Ursache seines so langen Lebens zu finden ist. Er beschloß sein Leben auch nicht mit einer Krankheit, sondern ist beim Studium des Talmud — ein anderes Buch kannte er nicht — zur ewigen Ruhe eingeschlafen. Friede seiner Asche!

* Aus den Gemeinden. Verst. Herr M. Rosenberger von Unteralterthelm nach Sinsheim.

— Vakanten: Erfelden a. Rh. Sem. geb. M. K. Sch. Fir. 550, Abf. ca. 400 Mk., fr. Wohn. u. Heiz. Meld. an den l. Vorst. Meier Sternfels. — Mehlfeld a. Misch. Zum l. 8. Cl. M. K. Sch. (Bayer) Fir. 963,49 Mk., fr. Wohn. u. nicht unbed. Abf. Meld. an M. Gutherz. — Alzenau b. Wschaffenburg. Bald. Sem. gebildeter unverheirateter M. K. Sch. Fir. 650 Mk., fr. Wohn. u. Abf. Meld. an J. Sidor Hamburger. — Burgundstadt. Bez. Kabb. Fir. ca. 2300 Mk. und Abf. Meld. an Siegmund Kupfer. — Ober- u. Unteralterthelm (Bayern) Gepr. M. K. Sch. Tofea. Fir. 600, Nebeneink. ca. 7—800 Mk. u. Abf. Reiset. d. Gem. Meld. an Lob Strauß in Oberalterthelm oder Laz. Baarmann in Unteralterthelm. — Mehlsack (Ostpreuß.) M. K. Sch. Fir. 800, Abf. 300 Mk. — Wandsburg (Ostpreuß.) Sof. Kultusbeamter.

Briefkasten.

Hrn. C. G., Köln. Vereinsberichte bringen wir, wie Sie wissen, gern; wir müssen aber verlangen, daß sie uns nicht später zugehen, als irgend einem andern Blatte. In diesem Falle lehnen wir die Aufnahme regelmäßig ab.

Hrn. Dr. J. M., Frankfurt a. M. Es ist richtig, daß wir mit einigen aktuellen Artikeln im Rückstande sind, allein wir sind im Raume begrenzt. Folgende polemische Aufsätze sind bereits fertig und erscheinen nach und nach in den nächsten Nummern: „Der Mann für den Platz.“ „Der Chasen.“ „Autonomie oder Hierarchie?“ „Wider die Reformgemeinde.“ „Die Litteraturvereine.“ „Der Jugendgottesdienst.“ „Dathan und Abiram.“ Wir bitten Sie und alle geehrten Freunde, die uns zur energischen Stellungnahme in diesen Fragen drängen, um Geduld, mit der sich bekanntlich alles, auch ein etwas verspäteter polemischer Artikel, ertragen läßt.

Hrn. M. K. in Unteralterthelm. Die Adresse der Vorstandsmitglieder der „Achawa“ finden Sie in der heutigen Nr. Der Schriftführer wird Ihre Fragen beantworten.

Tit. L.-B., Königsberg. Wir bitten um nochmalige Einsendung der Rednerliste, da uns das Ms. abhanden gekommen.

Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, ersuche ich höflichst, alle für die Redaktion bestimmten Zusendungen an mich, Berlin 18, und Zuschriften an den Verlag resp. die Exped. W. 57 zu adressieren. Redaktion und Verlag sind seit dem 1. d. M. nicht bloß geschäftlich, sondern auch räumlich getrennt, und kommen mit einander sehr selten in Berührung.

Wegen Rummangels fällt die Rubrik „Aus dem Leserkreis“ heute aus. Redaktion.

Fleischwaren-Handlung
und
Wurstfabrik
unter Aufsicht d. hiesigen Rabbinats
von
J. Jaruslawsky,
Spenerstraße 22
empfiehlt
prima Fleisch- u. Wurstwaren
sowie ff. Aufschnitt
zu soliden Preisen.
Täglich frische Würstchen.

Kraft's Handelschule
Hafenstraße Markt 5.
Gründliche Ausbildung
von Schönschreibern, Buchhaltern,
Korrespondenten, Comptoiristen,
Damen und Herren. Sprachunter-
richt. Näh. Prospekt.

Gründliche Heilung durch das Heisstrocken-Luftbad ärztlich empfohlen

bei allen gichtischen und rheumatischen Leiden, bei Magen-, Darm-, Nieren-, Gallen- und Blasenleiden, sowie allen frischen und chronischen Krankheiten der Männer und Frauen.
Vorzüglich bewährt hat sich das Heisstrockenluft-Verfahren bei Nerven- und Hautleiden, allen Folgen schlechter Blutmischung, der Influenza und der Quecksilberkuren.
Unübertrefflich bei allen Erkältungskrankheiten und der Fettsucht.

Bewährteste Regenerationskur!

Ärztliche Konsultation 10-1, 3-7. Prospekte gratis.
Herren- und Damen-Abteilung. Subtilste Behandlung.

Geöffn. v. 8-8. **Privat-Heilanstalt „Timarianum“**
Berlin, Gr. Hamburger Str. 20.

D. Würzburger's
Restaurant
Göttingen.

Das Gebäck wird zuträglicher und schöner.
Triumph der Backkunst
ist das
Matheus'sche selbstlockende Backmehl mit Kuchengewürz.
Rosa Packung 40, Graupackung 35.
S. MATHEUS Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 18.
Man verlange Prospekte.
Geldersparnis an Ausgabe für Hefe & Gewürze.

Firmenschilder. Atelier f. mod. Schriftmalerei
A. Berkheim, Dragonerstr. 18.

Talmud-Verein.

Der Knabenunterricht in **Mishna** und **Talmud** unter Leitung des Rabbiners Herrn L. Höfner, in den Räumen der Mädchenschule der jüdischen Gemeinde, Seidenreutergasse 5, wird jeden Montag und Donnerstag von 4—6 Uhr unentgeltlich erteilt. Anmeldungen nehmen entgegen:
die Herren Rabbiner L. Höfner, Gipsstr. 23 B.
W. Goldschmidt, Linienstr. 112.
Ad. Prager, Alte Schönhauserstr. 30.
M. J. Schragenheim, Brückenallee 17.

Die Unterrichts-Kommission des Talmud-Vereins.

Bad Kolberg Hotel und Pensionat.

Nikolaikirchplatz 3, in unmittelb. Nähe des **Strandes**, des **Frühkonzertplatzes** u. der **Boolbäder**, empfiehlt sich den geehrten Herrschaften angelegentlichst. Durch Umbau ist der Speisesaal vielfach vergrößert. Aufmerksame Bedienung. Anerkannt gute Küche; exquisite Weine. Pensionen auf 4—8 Wochen, sowie elegant eingerichtet. Zimmer zu zivilen Preisen. Hausdiener am Bahnhof.